

MATERIALIENBAND.  
Facetten feministischer Theoriebildung

## Materialienband 25

### Mutter und Tochter

Beiträge von:  
Gisela Engel  
Barbara Köster  
Jana Müller-Gerbes  
Marianne Rauwald  
Susann Schauz

Herausgegeben von der  
Frankfurter Frauenschule  
SFBF e.V.

ULRIKE HELMER VERLAG

**MATERIALIENBAND.**  
**Facetten feministischer Theoriebildung**

Herausgegeben von der  
Frankfurter Frauenschule / SFBF e.V.  
Hohenstaufenstraße 8  
D-60327 Frankfurt am Main  
Fon: 069 / 74 56 74

**Erscheinungsweise**

MATERIALIENBAND.

Zweimal pro Jahr (Frühling / Herbst)

Preis des Einzelbandes:

18,00 DM / 18,00 SFr / 131,00 ÖS

Abonnement (jeweils zwei Nummern):

36,00 DM / 35,00 SFR / 263,00 ÖS

inkl. Versand. Bestellvordruck im Anhang.

**Bestellweg**

ab Band 16: über Buchhandel oder Verlag

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Datensatz für diese Publikation ist bei der  
Deutschen Bibliothek erhältlich.

ISBN 3-89741-073-7

Copyright © 2001 Ulrike Helmer Verlag,  
Altkönigstraße 6a, D-61462 Königstein/Taunus  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © der Einzelbeiträge bei den Autorinnen  
Gesamtherstellung: Niederland Verlagsservice,  
Königstein/Ts.  
Printed in Germany

e-mail: [ulrike.helmer.verlag@t-online.de](mailto:ulrike.helmer.verlag@t-online.de)  
Homepage: [www.ulrike-helmer-verlag.de](http://www.ulrike-helmer-verlag.de)

**Inhalt**

**Vorwort**

Mutter und Tochter 7

**Jana Müller-Gerbes**

Kinderkriegen als Projekt 9

**Barbara Köster**

Rivalität als Chance 27

**Marianne Rauwald**

Versuch der Bestimmung einer Lücke im Missbrauchs-dreieck 47

**Susann Schauz**

Eine Skizze zum Thema Aggressivität 67

**Gisela Engel**

Unter den Röcken der Alma Mater:  
Mütter, Töchter und die Karriereleiter 81

**Über die Autorinnen**

95

## **Mutter und Tochter**

**U**m die Beziehungsdynamik zwischen erwachsenen Frauen zu verstehen, ist man immer wieder verwiesen auf die Analyse der ersten Beziehungserfahrungen, die im Verhältnis von Mutter und Tochter gemacht werden.

In dem hier vorliegenden Band werden verschiedene Facetten dieser Beziehung untersucht, z.B. die Thematik der Unterstützung von Frauen durch Frauen, mit der sich Gisela Engel an Hand des Beispiels von Frauenförderung in der Universität beschäftigt, oder ihrem Gegenteil, der Rivalität zwischen Frauen, wie sie von Barbara Köster dargestellt wird. Jedesmal stoßen wir auf Strukturen, die sich anlehnen an die Mutter-Tochter-Beziehung.

Wenn es darum geht, die Position zu wechseln und als Tochter selbst zur Mutter zu werden, erscheint nochmals sehr lebendig und mächtig die frühe Mutterfigur, wie Jana Müller-Gerbes zeigt.

Die spezifische Aggression, die bei der frühen Spiegelung in einer gleichgeschlechtlichen Person entsteht und auch die Mutter-Tochter-Beziehung kennzeichnet, wird analysiert von Susann Schauz; eine Analyse, die ein erweitertes Verständnis weiblicher Aggressionen ermöglicht.

Die hochexplosive Beziehungsdynamik, die sich zwischen Mutter und Tochter in einer Missbrauchssituation entwickelt, in der Phantasie und Realität zusammenfallen, und der schwierige Weg da her-

aus in die Eröffnung eines neuen Raums – dies ist das Thema des Aufsatzes von Marianne Rauwald, der diesen Band beschließt.

Der hier vorgelegte Band ist bereits der 25. in der Reihe MATERIALIENBAND. In dieser 1987 begonnenen Reihe wird regelmäßig ein Teil der Vorträge dokumentiert, die in der Frankfurter Frauenschule anlässlich von Tagungen und Vortragsreihen gehalten wurden. So ist die Reihe auch ein historisches Dokument der Konjunkturen von Fragestellungen, Diskussionsstilen und Themen, wie sie die feministische Debatte in den vergangenen 14 Jahren beschäftigt haben.

Wir wünschen wie immer eine anregende Lektüre!

Die Herausgeberinnen

Jana Müller-Gerbes

## Kinderkriegen als Projekt

Ein Kind in die Welt zu setzen ist heute keine Selbstverständlichkeit mehr. Nicht nur die zahlreichen Möglichkeiten der Schwangerschaftsverhütung haben dazu geführt, dass Frauen immer mehr selber bestimmen, ob und zu welchem Zeitpunkt sie Kinder haben wollen. Eine Schwangerschaft ist nicht mehr die automatische Folge genitaler Sexualität. Die Familiengründung ist heute mehr denn je eine bewußte Entscheidung. Kinder gehören nicht mehr selbstverständlich zum eigenen Leben dazu, auch wenn die neueste Shell-Studie berichtet, das über 80 % der Jugendlichen eine Familie mit Kindern als Lebensform anstreben.

Für die jungen Frauen muß zumeist erst geklärt werden, ob die Voraussetzungen stimmen: Was ist mit meiner Berufsausbildung, kann ich mich auf meinen Partner verlassen, haben wir genügend Geld, ist die Wohnung groß genug ...?

Eine Folge davon ist, dass das Alter der Erstgebärenden in Deutschland durchschnittlich auf 30 Jahre angestiegen ist. Schätzungen gehen davon aus, dass rund ein Drittel der Frauen, die heute um die 30 Jahre alt sind, keine Kinder bekommen wird.

Mein Problem ist allerdings nicht der Geburtenrückgang in Deutschland. Diese Diskussion über die 'demografische Frage' wird teilweise in einer erschreckenden Funktionalität geführt. Da es bekanntlich mehr als genug Menschen auf der Welt gibt, sollte die

demografische Frage eine politische Debatte um geänderte Einwanderungsregeln in Europa sein – aber das ist ein anderes Thema.

Der Realismus der Frauen von heute ist sicherlich positiv. Er führt dazu, dass viele sich nicht mehr (durch die Kinder) in die Abhängigkeit von Männern begeben, und sich nicht selten lieber dafür entscheiden, ein Kind alleine groß zu ziehen (und zur Not von staatlicher Unterstützung, Großeltern oder der Sozialhilfe zu leben), als sich den Lebensvorstellungen eines Mannes zu unterwerfen und sich alles gefallen zu lassen.

Mit der bewußten Entscheidung der Frauen für ein Kind steigt auch deren innere Auseinandersetzung mit der neuen Rolle als Frau und Mutter. Kinderkriegen erhält zunehmend den Charakter eines ›Lebensprojekts‹, das in vielen Details genau geplant und abgesichert werden muß. (Es ist keine Besonderheit mehr, wenn Frauen ihr Kind schon während der Schwangerschaft in der Krabbelstube anmelden.)

In Zusammenhang mit dem ›Projekt Kind‹ interessiert mich, wie es dazu kommt, dass Frauen einerseits sehr viele Überlegungen anstellen, und die Bedeutung, Planung und Anstrengung beim Kinderkriegen und Kindhaben einen hohen Stellenwert erhalten, andererseits aber in den Eltern-Kind-Beziehungen häufig jede Nähe, Kommunikation und das Verstehen zwischen Eltern und Kindern fehlt oder verloren geht. Derlei ›mißglückte‹ Beziehungen werden immer öfter von Bezugspersonen in privaten und öffentlichen Institutionen beobachtet.

Mein Augenmerk habe ich zum Einen auf einige Aspekte der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation gelegt, in der die Kinder auf die Welt kommen, und darauf, wie diese in das Mutter-Kind-

Verhältnis hineinwirken, zum Anderen auf die Vorstellungen, die Frauen mit der Geburt eines Kindes verbinden. Im folgenden werde ich die These erörtern, dass die gesellschaftlichen Erwartungen an Mütter und Kinder auf eine psychische Disposition der Mütter treffen, die dazu führt, dass immer mehr Kindern die Beziehung verweigert wird.

Im ersten Abschnitt werde ich darstellen, was ich mit »Beziehungsunfähigkeit« meine und in welchem gesellschaftlichen Zusammenhang sie zu stehen scheint. Danach werde ich den unterschiedlichen Motivationen des Kinderwunsches nachgehen und eine Wechselwirkung zu den äußerlichen Erwartungen an das Eltern-Kind-Verhältnis behaupten, die letztendlich zu den oben angesprochenen »mißglückten Beziehungen« führt.

Diesen Zusammenhang zu reflektieren, kann m.E. dazu führen, dass eine Beziehung aufgenommen werden kann, die sich sowohl an den Bedürfnissen (und Interessen) der Mutter als auch an den Bedürfnissen des Kindes orientiert.

### **Was ich mit »Beziehungsunfähigkeit« meine:**

Ich weiß, dass es seit einiger Zeit hip ist, jedes unerwünschte gesellschaftliche Verhalten auf die sogenannte »Verunsicherung« der Menschen zurückzuführen. Trotzdem scheinen mir einige der Beschreibungen, die etwa unter den Stichworten »Orientierungslosigkeit« oder »Individualisierung« getroffen werden, brauchbar zu sein, wenn es heute um die sozialen Beziehungen zwischen Menschen geht. »Individualisierung« ist ja bekanntermaßen ambivalent zu verstehen, angesiedelt zwischen den Chancen zur Herausbildung von Subjektivität und einem Zwang zur Individuierung und Selbstbehauptung, die jeder Einzelnen auferlegt werden.

Als Folgen der »Herauslösung« der Individuen aus traditionellen Bindungen wie Familie, Kirche, Vereinen usw. kann eben auch beschrieben werden, dass sich die Familienbeziehungen und das Generationenverhältnis verändern. Eine Folge davon ist, dass das Wissen von Frauen kaum mehr persönlich weitergegeben wird. Wo ehemals Familienangehörige Ratschläge gaben, sind die jungen Frauen heute häufig auf sich allein gestellt. Starre Regeln oder gar Vorschriften an Erziehung existieren kaum noch. Was öffentliche Institutionen raten, wenn es um »das Beste fürs Kind« geht, scheint auch wenige Leute zu interessieren.

Demgegenüber hat der Markt der Sachbücher über die »richtige« Form der Schwangerschaft, der Geburt, und der Kindererziehung Hochkonjunktur. Leider haben die zahlreichen, oft widersprüchlichen Ratgeber im Großen und Ganzen eher den Charakter von Gebrauchsanweisungen. Es gilt der bekannte Spruch »Wer die Wahl hat, hat die Qual«. Wer eine einigermaßen kritische Distanz zur Sachliteratur rund ums Kind wahrt, wird auch die Vielzahl der Wahlmöglichkeiten für wenig vertrauenerweckend halten.

Die Verunsicherung der Eltern schlägt sich nieder in der endlosen Auseinandersetzung über die richtige Versorgung des Kindes. Die Mehrzahl der angebotenen »Ratgeber fürs Kind« beziehen sich auf die rein technische Versorgung, was sicherlich der steigenden Bedeutung der Versorgung in den Eltern-Kind-Beziehungen Rechnung trägt (– gleichzeitig produzierten sie diese Bedeutung natürlich auch mit): Von der Versorger-Ehe zur Versorger-Elternschaft.

### **Anforderung**

Die Vorstellung, die Kinder müssten nur richtig versorgt werden, damit sie glücklich werden, produziert nicht allein die Pampers-Wer-

bung im Fernsehen. Sie erinnert mich auch an den Machbarkeitswahn der Gesamtgesellschaft – (privates) Glück könne man auch produzieren, wenn man es nur richtig anstellt.

Das Thema Versorgung – die richtige medizinische, Impfen ja oder nein, Antibiotika oder Homöopathie, Schokolade oder nicht, Pampers oder Stoffwindeln etc. – ist unter den Müttern ein uner-schöpfliches Thema.

Da wird m.E. die Angst vor dem eigenen Versagen als Mutter überdeckt durch die Vorstellung, dass die richtige Ausrüstung dies (dieses Versagen) verhindern könnte. Zur Ausrüstung gehören heute auch die zahlreichen kulturellen Aktivitäten und Fördermöglichkeiten des Kindes, genauso wie das Training zum Sozialverhalten (»Du mußt immer abgeben«) und das Knüpfen sozialer Kontakte (möglichst viele Freundinnen und Verabredungen) durch die Mütter.

Gleichzeitig existiert der Druck auf die Eltern, dass auch die Beziehungen zum Kind und zwischen den Eltern/Familie/Bezugspersonen harmonisch funktionieren müssen (*sollen*).

Dabei wird aus der grundsätzlich positiven Möglichkeit, zwischen verschiedenen Optionen von »Versorgung« oder »Ausrüstung« wählen zu können, ein Muß: dem eigenen Kind die besten Chancen im Leben zu ermöglichen.

Ein Zitat der Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim aus ihrem Buch »Die Kinderfrage«: »Das Kind darf immer weniger hingenommen werden, so wie es ist, mit seinen körperlichen und geistigen Eigenheiten, vielleicht auch Mängeln. Es wird vielmehr zum Ziel-punkt vielfältiger Bemühungen. Möglichst alle Mängel sollen korrigiert werden (nur kein Schielen, Stottern, Bettnässen mehr), möglichst alle Anlagen sollen entwickelt werden (Konjunktur für Klavierstunden, Sprachferien, Tennis im Sommer und Skikurs im

Winter). Ein neuer Markt entsteht, mit immer neuen Programmen für das allseitig zu fördernde Kind. Und schnell nehmen die neuen Möglichkeiten den Charakter neuer Pflichten an. Denn die Eltern können nicht nur, nein: sie sollen nun auch das Kind mit Zahnspangen und orthopädischen Einlagen, mit Skikurs und Sprachferien versorgen.«<sup>1</sup>

Ich finde dabei erschreckend, wie wenig Vertrauen die Eltern in ihr Kind und seine eigene Entwicklung haben. Und außerdem: wie wenig die Eltern in der Lage sind, sich nach eigenen Bedürfnissen zu richten und diese mit denen der Kinder in Einklang zu bringen.

### **Eine extrovertierte Gesellschaft mit ungeheuerlichen Tabus und Angst vor dem Inneren**

Die Eltern übertragen ihre gesellschaftliche Verunsicherung auf die Kinder. Die allgemein geforderte Einstellung, möglichst flexibel zu sein, sich »ein Leben lang« weiterzubilden und nur dann den Anforderungen des Arbeitsmarktes gerecht zu werden – oder z.B. die Selbstanklage, zu spät das »Richtige« zu tun: »Hätte ich doch früher angefangen, als die Computer auf den Markt kamen, das Internet erfunden wurde ...« – Na, dann eben den Kinder die Möglichkeit geben, ihre eigenen Chancen auf dem Arbeitsmarkt so früh wie möglich zu entwickeln.

(So ist es kein Wunder, dass in Kindergärten die Frage gestellt wird, wann endlich ein Computer gekauft wird, wann die Vorbereitung für die Schule beginnt und ob es nicht notwendig sei, dass die Kinder ihren Namen schreiben können, wenn sie in die Schule kommen.)

---

1 Beck-Gernsheim, Elisabeth: Die Kinderfrage, München 1997, S. 103

In Kinderläden und Schulen beobachten die Bezugspersonen, dass die Eltern immer häufiger die Verantwortung für ihre Kinder abgeben wollen. Umso besser die Kinder (technisch?) versorgt sind, um so weniger Verantwortung besteht auch im Nachhinein für die Eltern.

Die Vorstellung, die technische Versorgung möglichst zu optimieren, drückt sich auch in der Sprache über »die Kurzen« aus, die übers Wochenende »wegorganisiert« oder »vercheckt« wurden, Begriffe, die mittlerweile zum allgemeinen Sprachgut junger Mütter geworden sind.

Die möglichen Auswirkungen für die Kinder beschreibt ein Berliner Psychologe: »Das Projekt Kind ist als Ziel der vielfältigsten Bemühungen aufgefordert, sich der geleisteten Investitionen wert zu erweisen. Und seinerseits zu leisten. Ein Kind zu werden, auf das die anspruchsvollen, engagierten Erziehungsberechtigten stolz sind. Die daraus abzuleitende Botschaft ist bedenklich. Denn sie lautet: Bindung entsteht durch Leistung.«<sup>2</sup>

Sicherlich kann man sagen, dass die Philosophie von Leistung, Selbstverantwortung und selbstverschuldetem Scheitern ein gesellschaftlicher Trend ist, der eben auch den Umgang mit Kindern betrifft. Nur: Wenn Menschen in den ersten Lebensjahren ihre Beziehung zu sich und Anderen aufbauen (wie das ja die Psychoanalyse einleuchtend darlegen kann), was bedeutet das, wenn Kindern die Beziehung verweigert wird und sie daher auch keine zu sich selbst finden können? Wenn sie über das »Leistungsprinzip« ein funktionales Verhältnis zu sich selbst erhalten? Wie entsteht auf dieser Ebene Subjektivität – und welche?

---

2 aus Brigitte 7/2000: »Das Projekt Kind«

## Überforderung

Die überhöhten Anforderungen an die Kinder bedeuten anscheinend auch für die Eltern eine Überforderung. *Es wirkt wie die Vermischung oder Umkehrung des Generationenverhältnisses.* Gleichberechtigung wird mit Gleichheit verwechselt, und die Eltern übertragen in frühesten Jahren die Verantwortung auf ihre Kinder. Zweijährige Kinder müssen im Urlaub entscheiden, in welche Richtung der Spaziergang fortgesetzt wird, Kinder müssen sich morgens ihre Kleidung selbst aussuchen können, und im Kindergarten werden Computer angeschafft, um gleiche Bildungschancen für alle zu verwirklichen. Die Ablehnung von Hierarchien ist gleichzeitig das Verweigern der Elternrolle.

Wichtig erscheint mir, darüber nachzudenken, warum die richtige ›Strategie‹ der Kinderversorgung ein Dauerthema ist, während über Erziehung, die Beziehung zum Kind oder soziales Verhalten der Kinder kaum debattiert wird.

Auf der einen Seite macht der außerordentliche Konkurrenzdruck zwischen den Müttern dies scheinbar unmöglich. Ich glaube, das dieser Konkurrenzdruck ein Zeichen von Verunsicherung ist und aus der Angst vor dem eigenen Versagen als Mutter entsteht. Vielleicht wird in die Mütter-Konkurrenten ja auch die eigene Mutter hinein projiziert, die darüber wacht, ob das kleine Mädchen nun wirklich ebenbürtig geworden ist und alles richtig macht??

Auf der anderen Seite ist für diese Diskussionen heutzutage kein Raum mehr in einer Situation, in der über eigene Glücksvorstellungen eh keiner mehr redet. Wenn überhaupt haben auch hier Begriffe der »Leistungsgesellschaft« Hochkonjunktur: *Selbstbewußtsein, Selbständigkeit und Durchsetzungsfähigkeit.*

Selbst den ›antiautoritären‹ Eltern fällt dabei gar nicht mehr auf, dass sie sich mit den Anforderungen an ihre Kinder endgültig an dem Status Quo orientieren und sich von jeder Gesellschaftskritik verabschiedet haben. Weil die Ellbogen-Gesellschaft so hohe Ansprüche stellt, sollen die Kinder am Besten von der Wiege an daran gewöhnt werden, zurückzuschlagen, sich *knallhart* durchzusetzen. Auch diese Eltern wollen mit der eigenen (*oft unberechtigten*) Existenzangst (Zukunftsängste/Karrieredruck) im Nacken, dass ihre Kinder möglichst früh gefördert werden: technisch-intellektuell für spätere Höchstleistungen in der Schule und einen gut bezahlten, sicheren Arbeitsplatz, körperlich-emotional für die Durchsetzungsfähigkeit gegen spätere Konkurrenten.

Die Vorstellung, die Kinder schützen zu müssen und ihnen einen Freiraum für eigene Experimente und Selbstentfaltung zu geben, verschwindet hinter der (kritischen) Einschätzung einer anonymen Ellbogen-Gesellschaft, auf die die Kinder möglichst früh vorbereitet werden müssen. Meines Erachtens machen viele dieser Eltern die zuvor von ihnen selbst gelebten, eigenen Experimente und alternativen Lebensvorstellungen für ihre gegenwärtige Unzufriedenheit verantwortlich und sehen in der Anpassung der Kinder an den Mainstream die Möglichkeit der Korrektur ihrer eigenen Biografie (eine Art ›*Wiedergutmachung*‹.) Dass der Mainstream, d.h. die bedingungslose Orientierung am Funktionieren in der »Arbeitsgesellschaft«, selber vielleicht die Ursache für ihr Scheitern ist, kommt ihnen nicht mehr in den Sinn. Ich fände es interessant, den Zusammenhang zwischen Weltbild bzw. politischer Erfahrungen und den Erwartungen an die eigenen Kinder genauer zu untersuchen.

Dabei bin ich bei der nächsten Frage: Warum bekommen Frauen heute Kinder? Wie kommt es, dass sie dabei an sich selbst und an



ihre Kinder so hohe Erwartungen stellen und die Beziehung mit ihrem Kind so wenig genießen können?

Ein wichtiges Motiv des Kinderwunsches, das immer wieder genannt wird, ist die gesellschaftliche Anerkennung als Mutter.

Darüber redet natürlich niemand gerne öffentlich (am wenigsten die kritischen Frauen), und doch weisen die Selbsteinschätzungen der Frauen in unterschiedlichen Studien darauf hin. Gerade erschienen ist eine – übrigens sehr interessante – Studie zweier Berliner Psychologinnen zu den unterschiedlichen Selbsteinschätzungen von Frauen in Ost- und Westdeutschland. Sie haben herausgefunden, dass Kinder in die Welt zu setzen für die Frauen auch heute noch eine Möglichkeit bietet, einen gewissen gesellschaftlichen Wert (Anerkennung) zu erhalten. Interessant fand ich den deutlichen Unterschied zwischen den beiden deutschen Frauen in Bezug auf eine mögliche Mutterschaft. Für Ost-Frauen scheint die Mutterschaft eine Selbstverständlichkeit zu sein, die einfach dazu gehört, während die Frauen im Westen eher davon ausgehen, sich zwischen Mutterschaft und Beruf entscheiden zu müssen. Für beide Gruppen ist der Beruf mehrheitlich wichtiger als Kinder, wobei die Möglichkeit zur Vereinbarung von Mutterschaft und Berufstätigkeit bei den Ost-Frauen nicht angezweifelt wird.

In den Gruppengesprächen waren Ost- wie West-Frauen der Meinung, dass Mutterschaft und Familie im Osten einen höheren Wert hatten.

Dass Frauen in der Bundesrepublik sich trotzdem gesellschaftliche Anerkennung erhoffen, verwundert nicht weiter in Zeiten, in der der Geburtenrückgang in Deutschland wenn nicht als Bedrohung der Nation gesehen, so zumindest zur Katastrophe für die staatlichen Sozialsysteme hochstilisiert wird. Kinder haben zu wollen dient

Frauen nicht selten als Vorwand, um sich beruflich gar nicht erst besonders anzustrengen, um die Folgen mangelnder Karriereplanung im Nachhinein zu vertuschen oder um ganz einfach aus ungeliebten Berufen auszusteigen – so oder ähnlich werden häufig die ›abgebrochenen‹ Berufs-Biographien der Frauen interpretiert.

Möglicherweise steckt dahinter aber die Einsicht, dass Frauenförderung, Quotierung und all die reichlichen Anstrengungen, Frauen für technische Berufe zu interessieren, gar nicht das Glück beinhalten, das sie versprechen. Sicherlich ist es nach wie vor so, dass in den ›Führungspositionen‹, sowohl der Wirtschaft als auch den öffentlichen Institutionen, Frauen unterrepräsentiert sind. Das war ja auch immer das Argument, Frauen zu fördern, damit sie die Chance erhalten, in die Machtpositionen zu kommen, die in der Regel von Männern besetzt sind. Was ist aber, wenn Frauen in der Konkurrenz zu den Männern nicht das Erwartete finden, nicht nur weil die Anerkennung ausbleibt, sondern weil sie nach etwas anderem suchen, weil ihnen der Preis, den sie dafür bezahlen müssen, zu hoch ist? – Vielleicht merken viele Frauen ja auch, dass die Welt da draußen gar nicht so toll ist, wie Papa es immer vorgegaukelt hat (oder vorgaukeln musste, um mit seinem Verzicht leben zu können).

Ich erinnere mich an die Erzählung einer Frauenbeauftragten in der Kommunalverwaltung: ihr Problem bestehe zur Zeit nicht darin, Frauen in höhere Positionen zu bekommen, sondern sie darin zu halten; die liefen nämlich alle weg. (Wen wundert's?)

Das harmonische Glücksversprechen der Versorgung von Kindern wird als gesellschaftliches Bild heute nicht zuletzt durch Soap-Operas reproduziert. Dies kann den Frauen helfen, ihre ›reale Bedeutungslosigkeit‹ in der Gesellschaft zu kompensieren. So erzählt eine

junge Frau: »Ich hatte zum ersten Mal im Leben das Gefühl, wirklich was zu leisten. Von einem Tag auf den anderen fühlte ich mich anerkannt und wichtig.«<sup>3</sup> Am besten aber ist es, alles zu können. Gleichzeitig erfolgreich im Beruf und im Familienleben zu sein, gilt als besonderes Gelingen der Lebensgestaltung und wird hoch anerkannt, weil die Frauen damit ja beweisen können, dass sie nicht nur egoistisch sind. Trotz diesem mittlerweile durchaus allgemeingültig gewordenen Bestreben gibt es kaum einen Wandel in der Arbeitswelt zu verzeichnen, der diese Möglichkeit zur Vereinbarung unterstützen würde. Meines Erachtens ist auch dies ein Grund dafür, dass darunter dann in erster Linie die Mutter-Kind-Beziehung leidet – aber dazu später noch.

Um das zusammenzufassen: Auch wenn die gesellschaftliche Anerkennung der Mutterschaft nicht besonders hoch ist, so erhalten Frauen dort scheinbar immer noch etwas, für das es sich lohnt, berufliche Nachteile in Kauf zu nehmen. Frauen wollen nicht gänzlich auf diese Lebensform mit Kindern verzichten. Verstärkt angestrebt wird eine Kombination aus Berufsleben (Selbstbestimmung, Unabhängigkeit) und Familienleben. Allerdings hat es m.E. die Frauenbewegung nicht geschafft, den Bereich der Kindererziehung und des Haushaltes in seiner Besonderheit aufzuwerten. Barbara Köster stellt dar, dass es möglicherweise ein Fehler war, die Hausarbeit in ökonomischen Maßstäben aufzurechnen zu wollen.<sup>4</sup>

### **Beziehungssehnsucht Mann / eigene Mutter**

Neben der gesellschaftlichen Anerkennung phantasieren die Frauen

---

3 Aus Christiane Röhrbein: »Will ich wirklich ein Kind?«

4 Siehe den Aufsatz in diesem Band.

häufig eine bedingungslose Anerkennung durch die Kinder. Das Kind gilt ihnen als Liebesersatz für mißglückte Beziehungen. Es existiert die Vorstellung, dann einen Menschen zu haben, »der immer zu mir steht, egal was passiert«, jemanden, zu dem man immer gehört, der einen wirklich braucht, eine »Verankerung im Leben«<sup>5</sup>. (Das ist ja eigentlich genau das, was frau sich von der eigenen Mutter erhofft hat, dass nämlich, trotz Zerstörungsphantasien, die Mutter immer noch heil ist und nicht weggeht, also zu einem hält – einen am Leben hält).

Die schon erwähnte Studie der Berliner Psychologinnen hatte als Ergebnis, dass für die Lebensgestaltung der Frauen in Ost und West die eigenen Mütter einen zentralen Stellenwert haben. Die Frauen haben alle ungefragt angefangen, über ihre Mütter zu reden, wobei die Ostfrauen ihre Mütter ausschließlich positiv darstellten und die Westfrauen dagegen überwiegend negativ. Die Berlinerinnen haben die Vermutung, dass die Mütter aus dem Osten die ehemalige DDR-Gesellschaft vor allen Dingen verteidigen, um ihre Mütter nicht verraten zu müssen (die außerdem davon sprechen, in der DDR-Gesellschaft eine hohe Anerkennung als berufstätige Mutter erhalten zu haben). Im Westen führen sie die negative Identifikation auf den starken Wunsch der Frauen nach Unabhängigkeit zurück, stellen aber gleichzeitig fest, dass der Stellenwert der Mütter nicht geringer ist.

Sicherlich konfrontiert die Mutterschaft die Frauen wieder mit der eigenen Kindheitsgeschichte und damit mit der Beziehung zur eigenen Mutter. Einer Vorstellung der Ablösung von der Mutter durch diese endgültige Gleichberechtigung (nämlich selber Mutter zu sein) steht die frühe kindliche Sehnsucht nach einer harmoni-

---

5 Röhrbein, a.a.O.

schen Beziehung zur Mutter entgegen, die ja so lange Zeit bekämpft werden mußte. Etliche Frauen berichten von der Wiedernäherung an die Mutter durch die eigene Schwangerschaft. Auch wenn sich die Tochter in ihrem Lebensweg von der Mutter wegentwickelt hat, so verringert sich der Abstand durch diese gemeinsame Erfahrung, und es bedeutet möglicherweise für die Mutter auch eine gewisse Anerkennung ihres eigenen Weges, dass die Tochter meint, Kinderkriegen sei eine richtige Entscheidung.

Sicherlich steckt hinter der Gründung einer Familie auch die (möglicherweise unbewußte) Sehnsucht, alles wieder so werden zu lassen wie es früher war – und eben das zu erleben, was ich gerade erwähnt habe: diese nicht-bedrohte Beziehung zur Mutter.

### Sexualität

Einen anderen wichtigen Aspekt des Kinderwunsches sehe ich in der Vorstellung, Triebwünsche zuzulassen, sich von den eigenen Trieben bestimmen zu lassen. Auf der einen Seite kann Sexualität gelebt werden, weil sie einen guten, nämlich produktiven Sinn erfüllt, auf der anderen Seite steckt hinter der Lust auf eine Schwangerschaft sicherlich auch die Phantasie, dass der Körper die Kontrolle übernimmt. Das äußert sich häufig nicht nur im Genießen des Dickerwerdens – das endlich erlaubt ist (also auch das Essen). Auch die Möglichkeit, sich im Namen des Kindes den Anforderungen des eigenen Körpers zu unterwerfen, scheint nicht nur Unlust auszulösen.

Dies ist eine Ambivalenz, die so intensiv wohl selten gelebt wird.

Viele Frauen kehren gleich nach der Geburt (oder auch schon vorher in der Planung und Vorbereitung) zur Organisation und Kontrolle über sich selbst und dann auch über das Kind zurück. Mögli-

cherweise erschreckt das Erlebnis der Geburt die Frauen, oder es wird als bedrohlich empfunden, nicht mehr die eigene Frau im Hause – im eigenen Körper – zu sein, wenn z.B. die Milch fließt, sobald das Kind schreit, etc.

In der erwähnten Studie ist die Rede von einer großen Angst vor Kontrollverlust, die sowohl die Frauen aus dem Westen als auch die aus dem Osten verspüren.

Diese Vorstellung, für alles selbst verantwortlich zu sein und keinem gesellschaftlichen Einfluß zu unterliegen, bezeichnen die Berliner Psychologinnen als »Omnipotenzphantasien«. Sie beinhalten Phantasien von Macht und Kontrolle, die ihres Erachtens aus der Abwertung des Weiblichen in beiden deutschen Staaten gespeist werden. Sozusagen als Abwehrmechanismus. In diese Phantasie von Macht und Kontrolle gehört auch die Einstellung, für Kindererziehung und Haushalt alleine zuständig zu sein – genauso wie eine extreme Minderbewertung der Männer, die »nichts auf die Reihe bringen«, die unfähig sind für reproduktive Tätigkeiten, die von den Frauen unter Kontrolle gehalten, manipuliert werden und abhängig von ihnen sind.

Die psychischen Dispositionen der Frauen sind also auf der einen Seite die Suche nach gesellschaftlicher Anerkennung, die durch die gesellschaftliche (und die eigene) Abwertung des Weiblichen sehr schnell nach der Geburt des Kindes enttäuscht wird. Auf der anderen Seite steht die Sehnsucht nach einer Liebesbeziehung, die nicht zerstört werden kann, wenn sie wieder mal ganz »böse« sind (oder »böse« Phantasien haben), und das Ausleben von Unterwerfungsgelüsten unter ihren eigenen Körper. Dabei führt die Angst vor »Kontrollverlust«, die als Abwehrreaktion die Phantasien von Macht und Kontrolle hervorruft, dazu, sich selber (und dem

Kind) strenge äußerliche Strukturen zu basteln (regelmäßig Spazierengehen, pünktlich stillen, pünktlich schlafen, täglich baden, möglichst früh regelmäßige Termine haben usw.).

### **Gegenwelt**

Die Gefahr, dass diese Angst vor Kontrollverlust überwiegt, und die Mutter-Kind-Beziehung sich in der Logik von Rationalität und Meßbarkeit abspielt wird durch die beschriebene gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklung verstärkt. Die Rationalisierung der Bedürfnisse des Kindes und das Verstecken der eigenen Bedürfnisse hinter den vermeintlichen des Kindes zieht dem Leben mit Kindern den Stachel der Chance von Selbsterkenntnis und Veränderungsmöglichkeiten. Was dabei nämlich auf jeden Fall garantiert wird, ist die Überraschung. Nur muß Frau sich eben auch überraschen lassen können.

Es ist möglich – und das ist heute allorts zu sehen – dies zu verdrängen, sich auf alles gefasst zu machen oder die besonderen Kommunikations- und Lebensformen einfach zu übersehen. Ich gehe davon aus, dass eine Reihe von Frauen auch aus der Sehnsucht nach dieser ›anderen‹ Lebensform aus ihrem Beruf aussteigen, weil es ihnen nicht gelungen ist, diese Sehnsucht in der Arbeitswelt zu leben, und vielleicht ist dies auch die größte Schwierigkeit bei dem Wiedereinstieg in den Beruf.

Aber das ist mir wichtig: Die Erwartung, dass mit der Geburt des Kindes quasi automatisch das ›Neue‹ über einen hereinbricht, ist fatal. Denn es beginnt tatsächlich meist schon am ersten Tag die ›Arbeitsprozessoptimierung‹, die Zeiteinteilung des Tages, das Gewöhnen des Kindes an angeblich notwendige Regeln ...etc. Nur durch das Bewußtmachen der eigenen Sehnsüchte ist es m.E.

möglich, diese auch ein Stück zu leben, sich Zeit zu lassen, sich überraschen zu lassen, den Kontrollverlust genießen ..., denn allzu schnell holt einen der dominante Diskurs (der Mütter) wieder ein.

Insofern scheint mir der dominante Diskurs über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie auch diese fatale Konsequenz zu haben: die Verwertungslogik hält immer mehr Einzug in den kreatürlichen Bereich.

Das Thema Kinderwunsch wird auf ein technisch verhandel- und steuerbare Lebensphase begrenzt, die außer Zeit und Geld nichts kostet. So berichten selbst Bezugspersonen aus den ›alternativen‹ Kinderläden, dass das wichtigste Kriterium, nach dem die Mütter fragen, *selbst für ihre* Institution die Öffnungszeiten sind. »Als würden die Eltern die Interessen der Arbeitgeber vor der Institution vertreten« – so hat das Margareta Schönerstedt hier in einer Veranstaltungsreihe über ihre Kinderläden berichtet.

### **Zum Schluß möchte ich aber noch einmal betonen:**

Kinder zu bekommen oder mit Kindern zusammenzuleben ist eine Möglichkeit, eine andere Logik (oder auch Nicht-Logik) zuzulassen, aber nur *eine*. Und: sicherlich gibt es hierfür auch andere Möglichkeiten, da dies zwar eine äußerliche und innerliche Unterstützung ist (weil da eben auch noch ein anderer Mensch ist, der noch nicht so zugeschüttet ist), aber nicht die Voraussetzung dafür, zu begehren oder auch außerhalb der vorgegebenen Konsummöglichkeiten zu genießen.

Und ich wiederhole noch einmal: Mir erscheint es wichtig, den Zusammenhang zwischen dem eigenen Kinderwunsch, den eigenen Glücksvorstellungen und den Erwartungen an die Kinder zu reflektieren, damit eine Beziehung aufgenommen werden kann, die

sich sowohl an den Bedürfnissen (und Interessen) der Mutter als auch an den Bedürfnissen des Kindes orientiert.

#### *Literatur*

Beck-Gernsheim, Elisabeth: Die Kinderfrage, München 1997

Ellerman, Heike und Klatt, Kathrin: Bundesdeutsche Hausfrau? – Nie im Leben, Berlin 1995

Keddi, Barbara u.a.: Lebensthemen junger Frauen, Opladen 1999

Perko, Gudrun (Hg.): Mutterwitz, Wien 1998

Röhrbein, Christiane: Will ich wirklich ein Kind?, Hamburg 1999

Barbara Köster

### **Rivalität als Chance**

Das Thema Rivalität bzw. Konkurrenz unter Frauen steht seit Beginn der zweiten Frauenbewegung im Zentrum der Auseinandersetzungen – wobei immer der negative Aspekt hervorgehoben wird, denn Rivalität spaltet und schwächt die Frauen und hindert sie daran, sich zusammenzuschließen und gemeinsam den Kampf aufzunehmen.

Für dieses ausschließlich negative Bild von Rivalität unter Frauen gibt es meiner Ansicht nach mehrere Gründe. Zunächst einmal ging es darum, das Bild einer ›neuen‹ Frau zu entwerfen, und dazu schien es notwendig, das Stereotyp, Frauen seien das neidische Geschlecht, zu ersetzen durch seine Umkehrung ins Gegenteil. Die ›neue‹ Frau war nicht konkurrent, sondern identifizierte sich spontan mit anderen Frauen und war ihnen schwesterlich verbunden. Konkurrenz kam nur von außen, durch den Männerblick in das weibliche Geschlecht.

Außerdem lehnte sich die zweite Frauenbewegung in ihren Anfängen an die marxistische Studentenbewegung an und übernahm teilweise deren Jargon aus der Arbeiterbewegung der zwanziger Jahre, in dem das Konzept der Solidarität eine große Rolle spielte. Hier wurde eine Gemeinsamkeit auf Grund eines gemeinsamen Feindes und unterstellter gemeinsamer materieller Interessen konstruiert. Der Feind hatte die Macht und die Waffen, die Arbeiter

ihre kompakte Masse. Obwohl die Frauenbewegung auch eine Kritik an der Studentenbewegung war, wurden dennoch der Kampfbe-griff und die Binarität der gesellschaftlichen Wahrnehmung über-nommen – und damit eben auch die Illusionen und Fehler dieser Konzepte, denn natürlich waren auch die Arbeiter niemals diese kompakte solidarische Masse, die sich gemeinsam dem bösen Feind entgegenwarf, sondern immer durchzogen von Fraktionierun-gen.

Aber es gibt noch einen weiteren Grund für die Tabuisierung der Rivalität unter Frauen, den ich im Verlauf der Argumentation näher untersuchen möchte, nämlich das Verhältnis zur eigenen Mutter.

Als Studentinnen hatten die meisten jungen Frauen einen ande-ren Weg als ihre Mütter eingeschlagen, die jedenfalls in Deutsch-land zu dieser Zeit zum größten Teil sogenannte ›Nur-Hausfrauen‹ waren und keinen Zugang zur höheren Bildung gehabt hatten. Zu-dem waren sie durch die herrschende Sexualmoral stark in ihrer Sexualität eingeschränkt. Die neue Frauengeneration hatte hinge-gen durch die Pille als Verhütungsmittel und durch das Entstehen der Popkultur einen anderen, freizügigeren Umgang mit voreheli-cher und außerehelicher Sexualität. Hier entstand ein erhebliches Konfliktpotential in der Beziehung Mutter-Tochter, das ein Konglo-merat aus Neid, Wut, Bewunderung, schlechtem Gewissen und Verachtung darstellte.

Diese Differenz wurde zunächst mit der Entdeckung der Hausar-beit als wertschöpfender, aber unbezahlter Arbeit verleugnet und verdeckt. Alle Frauen, ob berufstätig oder im Haushalt tätig, konn-ten sich als Ausgebeutete gemeinsam an der Front gegen das Pa-triarchat wiederfinden. Indem die Hausarbeit analysiert wurde in ökonomischen, marxistischen Termini von Arbeit, verschwand der Unterschied zwischen Mutter und Tochter.

Zwar strebte die Tochter qua Studium eine bezahlte, qualifizier-te, außerhäusliche Arbeit an und unterschied sich damit grund-sätzlich von der Mutter, deren Leben in der Hausarbeit und der Kin-dererziehung bestanden hatte, die ihr qua Geschlecht sozusagen auf den Leib geschrieben war. Das Ziel der studierenden Tochter war es, sich genau aus diesen Fesseln der Biologie zu lösen und ihre Tätigkeit nicht mehr über ihr biologisches Geschlecht zu defi-nieren. Mit dieser Arbeitsvorstellung näherte sich die Tochter der Arbeitswelt und der Arbeitsweise des Vaters an – dieser, aus der Sicht der Tochter glorreichen Gestalt, die jeden Tag das Haus ver-ließ, um außerhalb irgendwelche geheimnisvollen Sachen zu ma-chen, die ihn dazu berechtigten, zu Hause Dienstleistungen, Gehor-sam und Liebe einzufordern.

Die Zuordnung der intellektuellen Arbeit, die eine Ausbildung voraussetzt, zu dem Bereich des Männlichen stellte einen ganz massiven Bruch zwischen der Mutter und der Tochter dar, die Ab-itur machte und zu studieren begann. Bedeutete das Studium etwa, die Mutter zu verlassen, sie gar zurückzulassen?

Bedeutet es, sich mit dem Vater zu vereinigen, was zwar phan-tasiemäßig erstrebt wurde, aber gleichzeitig absolut verboten war? Bedeutete es vielleicht auch, die Weiblichkeit mit allen ihren Ver-sprechungen aufzugeben?

Diese existentielle Frage des Unterschieds zwischen dem Leben der Mutter und dem anvisierten Leben der Tochter wurde verdeckt durch die Integration der Hausarbeit in Kategorie der Lohnarbeit.

Aber trotz aller Bemühungen um Vereinheitlichung und Gleich-heit zur Vermeidung von Konkurrenz tauchte sie doch immer wie-der an einem Punkt auf, nämlich bei der Frage der Sexualität. Wenn zwei Frauen denselben Mann beehrten oder ein Mann mit zwei Frauen gleichzeitig eine sexuelle Beziehung unterhielt, wurde

das Drama der Konkurrenz und Rivalität unausweichlich. Stunden meines Lebens habe ich mit der Diskussion über derartige Situationen verbracht und dem Versuch, eine harmonische Lösung zu finden, aber eine praktikable Lösung ist niemals dabei herausgekommen. Trotzdem waren diese Diskussionen keineswegs vergebens, denn hier wurde wirklich etwas Neues probiert. Es war der Versuch, das Gespinnst von Lügen und Heimlichkeiten, das ansonsten eine solche Situation umgibt, zu zerreißen und damit allen Beteiligten zumindest ihre Würde zu bewahren und die beliebten Situationen von ›Betrüger und Betrogenen‹ aufzulösen. Außerdem hatte dieser Interessenkonflikt den durchaus positiven Effekt, deutlich zu machen, daß es auch unter Frauen Situationen gibt, wo die unterschiedlichen Interessen unübersehbar werden und mit dem größten Enthusiasmus und besten Willen nicht weggeredet werden können.

Umso dringlicher schien es deshalb, die Männer aus den Frauenzusammenhängen ganz herauszuhalten und solche Konflikte außerhalb des solidarischen Zusammenhangs zu lösen – was leider meistens auf nichts anderes hinauslief, als auf die traditionellen Mittel des Verschweigens und Verheimlichens zurückzugreifen.

Dennoch ist es neben allen pragmatischen Gründen sicherlich kein Zufall, daß es ausgerechnet an diesem Punkt zu einer äußerst schmerzhaften Grenze der Gemeinsamkeit und Solidarität kam.

Diese Konstellation – ein Mann, zwei Frauen oder auch zwei Frauen und ein von beiden begehrtes Objekt, das zu demselben Zeitpunkt nur die eine haben und genießen kann – ruft Erinnerungen wach an den ersten schmerzhaften Moment, in dem unübersehbar wurde, daß es außerhalb der paradiesischen oder auch höllischen Dyade Mutter-Tochter noch etwas anderes gibt. Ein Etwas, das die Mutter ablenkt von ihrer Aufmerksamkeit für die Tochter,

oder ein Etwas, das auch der Tochter sehr attraktiv erscheint, aber auf das auch die Mutter Anspruch zu erheben scheint oder in dessen Besitz sie gar ist.

Dieser Moment der Wahrheit wird in der Psychoanalyse klassischerweise als ödipaler Konflikt diskutiert.

In der Beziehung zwischen Mutter und Kind taucht etwas auf, das die vom Kind und vielleicht auch von der Mutter so gewünschte und erstrebte Harmonie zu stören droht. Dieses Etwas weist zum einen darauf hin, daß Mutter und Kind sich nicht alles sind, sondern zu ihrem Glück und ihrer Befriedigung noch etwas anderes brauchen, und zum anderen, daß es zwischen ihnen einen Unterschied gibt. Denn zumindest aus der Sicht des Kindes sieht es so aus, als ob die Mutter einen Zugang zu diesem Anderen hätte. Es ist keine Beziehung von Gleichen, sondern von Ungleichen, um die es sich in der Mutter-Kind-Beziehung handelt, bezogen auf ein Drittes, das über sie hinausgeht oder sich jedenfalls außerhalb von den beiden befindet. Orthodoxerweise wird an die Stelle dieses Dritten der Vater gesetzt, was zu vielen konkretistischen Mißverständnissen Anlaß gegeben hat – ich ziehe es deshalb vor, von einem ›glücksversprechenden Dritten‹ zu sprechen, das sich auch konkretisieren kann in der Figur des Vaters.

Die Psychoanalytikerin Melanie Klein siedelt dieses Dritte zunächst einmal in der Mutter selbst an. Zum Beginn seines Lebens nimmt das Kind die Mutter als diejenige wahr, die alles besitzt, was das Kind sich wünscht und zu seiner Befriedigung braucht (nämlich die lebensspendende Brust). Allerdings erweist sich diese Brust auch von Beginn an als frustrierend, da das Kind nie genug zu bekommen scheint, und so taucht neben der guten Brust auch die böse Brust auf, die das Kind haßt und zerstören möchte. Auf Grund dieser inneren phantasmatischen Konstellation von guter und bö-

ser Brust sieht das Kind sich nach weiteren Befriedigungsmöglichkeiten um. Da Melanie Klein von einem angeborenem Wissen des Kindes um die Kopulation ausgeht, phantasiert sich das Kind diese weitere Quelle als Penis des Vaters, den es sich oral einverleiben möchte – entweder indem es diesen dem Vater raubt, oder aber im Leib der Mutter zerstört, wo es ihn auf Grund seiner infantilen Vorstellungen von Sexualität vermutet. Auf jeden Fall taucht sehr früh neben der Mutter und ihrer Brust ein weiteres Element der Befriedigung auf – und in dessen alleinigen Besitz will das Kind sich bringen.

Dieser Wunsch, der mit starken sadistischen Impulsen (wie zerstören und rauben) verbunden ist, wird nach dem Talionsprinzip auch mit starken Ängsten und Schuldgefühlen verbunden. Der Andere wird sich nicht zerstören und berauben lassen, sondern zurückschlagen und ebenfalls zerstören, rauben, ausleeren usw. Es geht in dieser inneren Phantasiewelt also um Besitz, und zwar um alleinigen Besitz. Die Alternative scheint für das Kind zu lauten: Entweder hat die Mutter das Befriedigung spendende Objekt und enthält es dem Kind vor, um damit alleine glücklich und-mächtig zu werden – weshalb sie zerstört und beraubt werden muß. Oder aber das Kind triumphiert über die Mutter und raubt ihr diesen Besitz – dann bleibt diese als leere Hülle zurück und wird nutzlos. Zumindest wird sie rachsüchtig und bedrohend, da sie natürlich alles versuchen wird, um sich diesen kostbaren Besitz zurückzuholen.

In diesem ständigen Prozeß von Neid, Haß, Mißgunst, Beraubung und der sich anschließenden Angst vor Rache und Strafe, der auch als ein Prozeß von Introjektion und Projektion zu bezeichnen ist, tritt (nach der Theorie von Melanie Klein) immer dann eine Beruhigung ein, wenn im Kind die Tendenzen zur Wiedergutmachung erwacht und es den phantasierten Schaden, den es der Mutter an-

getan hat, wieder beheben möchte. Diese Wiedergutmachungstendenz speist sich sowohl daraus, daß das Kind die Mutter weiterhin braucht, als auch aus seiner Fähigkeit zu akzeptieren, daß es nicht dasselbe haben kann wie die Mutter. Jedenfalls nicht zum augenblicklichen Zeitpunkt, d.h. als kleines Mädchen, aber dafür zu einem späteren Zeitpunkt, als erwachsene Frau. Es wird also nicht für immer und alle Zeiten unmöglich sein, daß sie beide etwas haben, das sie zufrieden machen wird, aber es wird nicht dasselbe Objekt sein, sondern unterschiedliche Objekte.

Das wäre jedenfalls der gelungene Ausgang dieses heftigen Neids und Rivalitätskonflikts – d.h. beide können etwas haben, aber zu unterschiedlichen Zeitpunkten und außerdem etwas sich Unterscheidendes.

Nach diesem dramatischen Konflikt ist auch klar, daß Mutter und Tochter sich voneinander unterscheiden. Die eine ist z.B. erwachsen und kann deshalb schon lebendige Kinder machen, und die andere ist noch klein und kann deshalb nur mit ihren Puppen spielen und muß noch warten. Für die eine ist der Mann der Geliebte und für die andere der Vater. Das sind gravierende Unterschiede, die sicherlich bei der kleinen Tochter immer wieder Neid und Wut und Konkurrenzgefühle aufflammen lassen und das Harmoniegefühl zwischen den beiden Frauen stören werden.

Aber der positive Effekt besteht nicht nur darin, daß die Unterschiede zwischen den beiden klar geworden sind und damit eine individuelle Entwicklung ermöglicht wurde, sondern in diesem Konflikt hat das kleine Mädchen auch alles aufgeboten, was es an Fähigkeiten und Möglichkeiten imaginär und real besitzt. Es hat also dabei eine Entwicklung des Mädchens stattgefunden, in der sie Fähigkeiten in sich entdeckt hat, mit denen sie kämpfen konnte und sich ins rechte Licht setzen konnte. Dabei hilft dem Kind das Ge-



fühlt, daß es nicht nur die negative Potenz der Zerstörung hat, sondern auch die positive Potenz der Produktion, der Reparatur. Nur wenn diese beiden Strömungen gefühlt und gelebt werden, können die Objekte auch einen liebevollen und schützenden Aspekt bekommen.

Dieser Prozeß von Introjektion / Projektion und Wiedergutmachung ist zu verstehen als ein Prozeß, in den das Individuum ständig verwickelt ist und in dessen Verlauf es die Realität konstituiert. Je stärker in diesem Prozeß das Ich wird, um so mehr kann die Außenwelt in ihrer eignen Kontur wahrgenommen werden. Diese Ich-Konstitution passiert in einem ständigen Prozeß der Überprüfung der eigenen Ängste an der Realität.

Alle Spiele von Kindern sind in diesem Sinn von Melanie Klein interpretiert worden. So deutet sie beispielsweise das Ausfüllen eines Zeichenblatts von oben bis unten mit immer denselben Blümchen, die mit großer Sorgfalt gemalt werden, als »Die Mutter ist vollständig, lebendig, ihr Körper ist ausgefüllt mit guten Objekten, die das Kind ihr zurückgegeben hat«, und damit ist das Kind selber lebendig, voller guter Objekte, da es von dieser wiederhergestellten Mutter nichts zu befürchten hat. Oder die stereotypen Bilder vom Haus (Körper der Mutter), ein großer Baum daneben (der Vater) und Blumen (die Kinder), als Sorge des Kindes um die Wiederherstellung der Familie, auf die es seine phantasierten Angriffe gestartet hatte.

Die größte Sorge gilt dabei dem Körperinneren. Die Angst des kleinen Mädchens besteht vor allem darin, im Inneren zerstört worden zu sein, die Fähigkeit verloren zu haben, Kinder zu bekommen, d.h. produzieren zu können, oder wie Ernest Jones es ausdrückt: in der Angst vor Aphanisis, der Unmöglichkeit genitaler Befriedigung, da die Organe zerstört sind. Diese Angst wird als das Äquivalent

der Kastrationsangst des Jungen gesehen, der übrigens auch Angst vor der Zerstörung seines Körperinneren hat, die aber häufig überdeckt wird von der Kastrationsangst.

Nun kann das kleine Mädchen den Realitätsgehalt seiner Befürchtungen schlechter überprüfen als der kleine Junge den Realitätsgehalt seiner Kastrationsängste. Dieser kann sich mit Händen und Augen davon überzeugen, daß noch »alles dran« ist. Das Mädchen ist während der Kindheits- und Latenzphase auf Äquivalente angewiesen, da ihr Körperinneres nicht unmittelbar zugänglich ist. Das Mädchen versucht, sich von seiner Ganzheit zu überzeugen durch sauber und ordentlich geführte Schulhefte, durch die Sorge um seine Puppen oder Haustiere, durch Bravheit durch die Schönheit und Perfektion seines Körpers, durch Sauberkeit etc. Eine endgültige Beruhigung durch die Realität kann dann die Menstruation darstellen, und die Geburt und das Stillen eines Kindes.

Insofern verläuft die Realitätsprüfung beim kleinen Mädchen unsicherer, ist die Beruhigung länger aufgeschoben und es werden mehr Äquivalente gebraucht. Was auch möglicherweise bedeutet, daß die Abhängigkeit von Sicherheit spendenden Objekten länger andauert und die Phantasie eine größere Rolle spielt. Auch die größere Sorge um den eigenen Körper, um seine Schönheit, wie überhaupt das Thema Schönheit (als Abwehr der bösen, schmutzigen inneren Objekte wie Exkremente, die in der Phantasie als Waffen eingesetzt wurden) eine größere Bedeutung zu haben scheint.

Der produktiven Dimension von Rivalität unter Frauen (Abgrenzung, Mobilisierung und Entwicklung von eigenen Ressourcen, Realitätsprüfung) geht man verlustig, wenn auf Grund der durchaus berechtigten Angst vor der zerstörerischen und aggressiven Dimension der

Konkurrenz diese in toto verleugnet und tabuisiert wird. Das Gebot der Frauenbewegung, »Du sollst nicht mit einer anderen Frau konkurrieren, schon gar nicht um einen Mann«, hatte diese bedrohlichen Gefühle zunächst einmal über eine starke moralische Instanz gebannt und damit Raum geschaffen für eine Begegnung zwischen Frauen, die sich nicht mehr ausschließlich definierte über den Bezug zu einem Mann. Allerdings ging es bei der vom Mann unabhängigen Wahrnehmung einer anderen Frau vor allem darum, sich in dieser selber wiederzuerkennen, um sich mit ihr zu identifizieren.

Wir hatten es faktisch mit zwei Geboten zu tun: einmal »Du sollst nicht konkurrieren«, und zum anderen »Du sollst Dich in der anderen Frau wiedererkennen«.

Nun bezieht das Über-Ich – und damit die moralischen Gebote, die dort angesiedelt sind, seine Kraft und Verbotsstärke aus den Trieben, die mit seiner Hilfe abgedrängt und verdrängt werden. Erinnern wir uns an die zerstörerischen Impulse, von denen die erste Neid- und Konkurrenzsequenz zwischen Mutter und Kind begleitet waren, werden wir uns nicht wundern können, mit welcher Vehemenz versucht wurde, diese Gebote durchzusetzen und einzuhalten. Da wurde jedes abweichende Verhalten einer Frau (abweichend vom neu entstandenen Code des feministisch korrekten Verhaltens) daraufhin untersucht, ob es nicht dem Verdikt der »Männerfixierung« verfiel. Aber quälender noch als diese »politischen« Diskussionen um das abweichende Verhalten einzelner waren die Gewissensqualen, die jede im stillen Kämmerchen auszustehen hatte. Schließlich spürte frau in sich selber den Wunsch nach Abgrenzung, wußte, daß sie neidisch war auf diese oder jene Fähigkeit der anderen oder heimlich davon überzeugt, daß sie schöner, klüger, fitter als die andere ist. All dies waren unschöne Gefühle, die davon zeugten, daß das Ziel, eine »neue« Frau zu sein, noch in weiter Ferne lag.

Waren bisher Frauen dargestellt worden als ein sich bekämpfender Hühnerhaufen, in dem es jeder Glücke darum ging, die schönste für den einzigen Gockelhahn zu sein, sollte jetzt das Bild entstehen, daß es eine einige Phalanx gleichgezeichneter Hennen gab, die sich auf einer Linie vorwärts bewegten, wobei keine zurückblieb und keine voranmarschierte.

Eine solche Konstruktion bricht früher oder später zusammen, denn die menschlichen und gesellschaftlichen Realitäten sind nicht in dieser Logik konstruiert. Zurück blieben die verschiedenen Fraktionen der Frauenbewegung, von denen jede sich ein neues Bild vom politisch korrekten Umgang mit der Konkurrenz unter Frauen zimmerte.

Einige hielten fest an dem Desiderat der Solidarität und geißelten weiter jedes Anzeichen von Konkurrenz unter Frauen, andere verfielen ins Gegenteil und priesen die »Power-Frau«, die sich auch und gerade gegen Frauen durchsetzt und zur Chefin wird, die meisten wandten sich enttäuscht von dem Experiment ab, neue Formen von Beziehungen unter Frauen zu finden.

Einen wirklich neuen Ansatz versuchten die Frauen von der Mailänder »Liberia delle donne die Milano« mit dem affidamento-Ansatz. Sie geben der Unterschiedlichkeit zwischen Frauen eine Form in der »affidamento-Beziehung«. Hier haben wir eine Frau, die weiß (die symbolische Mutter) und eine Frau, die will. Die Frau, die weiß, wird von der anderen Frau anerkannt als diejenige, die das Wissen zur Verfügung stellt und der dafür Dankbarkeit geschuldet wird. Die Frau, die will, wird unterstützt mit Rat und Tat von der Frau, die weiß. Diese Struktur hat immerhin den Vorteil, daß in ihr die Wahrnehmung eines Unterschieds zwischen Frauen Eingang gefunden hat.

Allerdings geht in diese Beziehung nur die Phase der Wiedergutmachung zwischen Mutter und Tochter ein. Die Mutter wird aner-

kannt, sie wird als diejenige angesehen, die von der Tochter gebraucht wird als Schutz und Orientierung im Leben. Die Tochter befindet sich in einem Zeitmodus des ›Noch-nicht-Wissens‹, und die Mutter in dem Zeitmodus des ›Schon-Wissens‹ (analog zum ›Noch-nicht-Babymachenkönnen‹ und dem ›Schon-Babymachenkönnen‹).

Aber das ist nicht die einzige Sequenz des problematischen Beziehungsgeflechts zwischen Mutter und Tochter. Vorhergegangen ist immer die Phase des Neids, der Zerstörung, der Angst und der Verfolgung, der Vorstellung, daß nur eine der beiden haben und sein kann. Dadurch, daß diese Phase in der Reflexion und Konstruktion der »affidamento-Beziehung« ausgeklammert wird, steht sie, obwohl die Italienerinnen das Gegenteil behaupten, in der Tradition der Gemeinsamkeitsideologie, sofern auch hier die tödliche Konkurrenz zwischen Frauen nicht angesprochen wird.

Der große Vorteil und zweifellos auch die große Attraktivität dieses Ansatzes ist der Vorschlag einer Struktur von Beziehungen unter Frauen, denn genau um die Frage der Struktur scheint es bei dem Problem der Rivalität unter Frauen zu gehen. Bestimmt ausschließlich die Dynamik der Rivalität die Beziehungsstruktur, so können wir sicher sein, daß sich daraus ein Szenario von Neid, Eifersucht, Zerstörung, Mißgunst und Vergeltung ergibt, das dem traditionellen Vorurteil von der Organisationsunfähigkeit von Frauen Recht gibt und die einzelne Frau in die Einsamkeit treibt. Bestimmt die Verleugnung von Rivalität die Beziehungsstruktur, so ergibt sich vordergründig eine große Einheit zwischen Frauen, die nicht lange vorhalten wird und unter deren Oberfläche sämtliche nicht aussprechbaren Aggressionen und Unterschiedlichkeiten virulent sind, die jede Kreativität verhindern, da so viel Energie gebunden wird durch die Vermeidung von Konflikten.

Betrachten wir die Rivalität zwischen Frauen analog dem primären Rivalitätskonflikt zwischen Mutter und Tochter als ein komplexes Geschehen, das neben seinen destruktiven Aspekten eben auch produktive und entwicklungsfördernde Elemente aufweist, dann geht es darum, diesen Teil des Geschehens in eine Organisation von Beziehungen unter Frauen mit einzubeziehen.

An diesem Punkt der Überlegungen kommt bei mir der Neid auf die Männer ins Spiel.

Auf Grund der Tatsache, daß sie seit Jahrtausenden die Öffentlichkeit dominieren, Staat und gesellschaftliche Institutionen sich in ihren Händen befinden, waren sie gezwungen eine Struktur zu erfinden, in der sie ihre Rivalität miteinander so kanalisieren konnten, daß sie fortwährend von deren destruktiven Elementen überwältigt wurden (was ja immer noch oft genug vorkommt).

Diese ›geniale‹ Erfindung ist die Hierarchie und der geregelte Wettbewerb.

Da gibt es dann die Altershierarchie, die Hierarchie von Klassen, Nationalitäten, Städten, Fußballvereinen, unterschiedliche Positionen im Arbeitsleben und dazu noch die Wettbewerbe, die regelmäßig ausgetragen werden. Nach festgelegten Regeln werden die zerstörerischen und die produktiven Seiten der Rivalität zelebriert. Ein fester Bestandteil männlicher Sozialisation ist der Erwerb der Fähigkeit zur Ausbildung spontaner Hierarchien. Wo immer Männer aufeinandertreffen, gibt es ein schnelles gegenseitiges Abchecken – und dann wird fast wortlos eine vorläufige Hierarchie festgelegt. Diese Struktur schafft erst mal eine Beruhigung, und damit die Möglichkeit für alle Beteiligten, zu anderen Aktivitäten überzugehen.

Es geht mir keineswegs um eine Idealisierung von Hierarchien, als vielmehr darum aufzuzeigen, daß es auch für Frauen nicht da-

rum gehen kann, entweder die Rivalität unter Frauen zu verleugnen und dann permanent enttäuscht zu sein, oder aber sich der Dynamik der Rivalität ungefiltert zu überlassen, sich damit abzufinden. Es wird darum gehen müssen, Sublimationsformen zu erfinden, die Rivalität zwischen Frauen nicht nur lebbar und erlebbar machen, sondern sogar den produktiven Aspekt dieses Vorgang in sich aufnehmen können.

Im Wettbewerb mit einer anderen Person werden die eigenen Fähigkeiten sichtbar – und die Tatsache, daß die eine etwas hat und kann, was die andere nicht hat oder kann, markiert hart die Grenzen zwischen den beiden Personen. Die Unterschiedlichkeit wird niemals so deutlich sichtbar werden wie in dem Moment, wo ein Drittes auftaucht, auf das sich beide beziehen – oder stärker gesagt: das beide begehren, aber das nicht von beiden gleichzeitig besessen werden kann.

Ein Austragen von Konkurrenz ohne Zerstörung setzt die innere Möglichkeit von Verzicht, Verschiebung und Aufschub ebenso voraus wie den inneren Raum von Großzügigkeit. Voraussetzung dafür ist das Vertrauen darauf, daß ein Verzicht nicht eine dauerhafte Unterwerfung bedeutet, und daß die Tatsache, daß die eine zum jetzigen Zeitpunkt etwas hat, was die andere nicht hat, nicht bedeutet, daß nie etwas besessen werden kann. Notwendige Voraussetzung für einen derartigen Umgang mit der Rivalität unter Frauen ist die Auflösung der binären Struktur des Entweder-Oder, und statt dessen die Einsetzung einer Struktur der Zeitlichkeit (was die Fähigkeit des Aufschubs beinhaltet) und der Polyvalenz.

Eine der Funktionen von Hierarchie ist es, die Nähe zum Begehrensojekt zu parzellieren (je näher am Führer oder am Gruppenideal umso besser). Hier finden wir keine Polyvalenz der Begeh-

rensojekte, sondern für alle gibt es nur ein und dasselbe begehrtensojekt, um das sich alles dreht und dessen alleiniger Besitz von allen angestrebt wird. Allen Beteiligten wird ein Raster auferlegt, die Hierarchie, die auch als innere Disziplin wirksam werden kann und den Zugang zu diesem Objekt regelt. Dadurch wird gleichzeitig die Differenz der Individuen untereinander bestimmt, denn die Nähe oder Ferne zu diesem Objekt bezeichnet den Abstand der Individuen voneinander. Ein derartiges Organisationsprinzip schließt natürlich als Kehrseite der vorübergehenden Beruhigung permanente Konflikte um diese Rangordnung mit ein und hält somit die Dynamik der Rivalität aufrecht.

Die Erfindung der Hierarchie basiert auf manifesten männlichen Bedürfnissen, nämlich dem Wunsch, die Kastrationsängste einem Realitätstest auszusetzen. Dabei soll festgestellt werden, daß sie unberechtigt sind, um eine Beruhigung der Ängste zu erlangen.

Kleine Jungen kämpfen miteinander, messen sich aneinander, weil sie im Hintergrund das Phantasma des kastrierenden Vaters haben, den es zu besiegen gilt. Es geht in diesen Spielen in der unbewussten Phantasie immer auch darum, festzustellen, daß der Vater es nicht geschafft hat (nämlich das mit dem kleinen Jungen zu tun, was der Junge gerne mit dem Vater machen wollte). Jeder Gewinn, jeder Triumph wird in diesem Zusammenhang abgebucht als ein Beweis, daß die Angst unberechtigt ist. Jede Niederlage erhöht allerdings möglicherweise auch die Angst. Ein solcher Fall kann dann zum Anlaß genommen werden, ein neues Spiel zu erfinden, wo die eigene Stärke besser zum Tragen kommen kann und die Chance zu gewinnen größer ist. So bieten die verschiedenen Hierarchien (wissenschaftliche, sportliche, handwerkliche, sexuelle, bürokratische etc.) jedem männlichen Individuum die Chance zur Realitätsüberprüfung und damit die Möglichkeit, Ängste abzubauen. Konkurrenz und Wett-

bewerb bekommen somit auch den Stellenwert einer Angstberuhigung und dadurch einer Erhöhung von Produktivität.

Alle unseren öffentlichen Institutionen sind nach diesem Prinzip strukturiert, da Männer sich darin ausbreiten und ihre Rituale, die einen eminenten psychischen Wert haben, darin zelebrieren können.

In diese Institutionen stoßen jetzt die Frauen vor, die keineswegs frei sind von dem Wunsch nach Rivalität und Konkurrenz, und werden mit diesen Formen des Austragens von Konkurrenz konfrontiert. Bei ihnen rufen Rivalitätswünsche aber andere Ängste und andere Wiedergutmachungsstrategien hervor, und auch die Waffen im Kampf um den Besitz erstrebenswerter Güter sind andere als die der Männer.

Die Angst von Frauen besteht vor allem darin, daß bei einem Rivalitätskonflikt das Körperinnere zerstört wird und sie leer und hohl zurückbleiben und damit jeglicher Produktivität verlustig gehen werden. Diese Angst ist radikal, und sie scheint zunächst nicht parzellierbar zu sein (wie die Kastrationsangst bei Männern, wo es um »größer« und »kleiner« geht). Ihre Wiedergutmachungsstrategien beziehen sich deshalb darauf, die Produktivität der anderen und auch die eigene wiederherzustellen.

Die Waffen von Frauen bestehen meistens nicht darin, offen aggressive oder gar gewalttätige Auseinandersetzungen herbeizuführen, sondern in dem Versuch, die andere durch phantasmatische Akte zu kontrollieren (wie Gedankenlesen, Intrigen, Beeinflussung und Vergiften der gesamten Atmosphäre).

Aus den Gesprächen mit Frauen über Konflikte mit Kolleginnen kommen mir diese Unterschiede sehr bekannt vor.

Zunächst einmal werden der Neid und die Konkurrenz immer bei

der anderen angesiedelt, d.h. angesetzt wird bei dem Moment der Projektion. Nicht ich bin das neidische Subjekt, das die andere berauben will (Introjektion) bzw. habe sie beraubt, weil ich so neidisch und bedürftig bin, sondern die andere kommt mir feindlich, rachsüchtig entgegen. Männer scheinen weniger Probleme zu haben, sich ihre Konkurrenzgefühle einzugestehen, da für sie der Wettbewerb von vorneherein auch positiv konnotiert ist. Frauen hingegen müssen ihre aggressiven Gefühle vor sich selbst verheimlichen, da sie wahrscheinlich sonst von ihren Schuldgefühlen erdrückt würden. Also wird *die andere* als verfolgend erlebt. Jeder eigene Angriff ist damit legitimiert als ein Akt notwendiger Gegenwehr, was eine schlechte Ausgangsvoraussetzung ist, um diese Situation als gemeinsame zu erleben und zu meistern. Außerdem geht es um Produktivität an sich und um die Möglichkeit von Befriedigung insgesamt. Da wird die Angelegenheit schnell existentiell und ein kleiner Konflikt wird zu einer tödlichen Bedrohung, was Vermittlung und Kompromisse fast auszuschließen scheint.

Steht aber alles auf dem Spiel, so ist es nicht verwunderlich, daß der weibliche Körper in diesem Geschehen so massiv präsent ist – denn in letzter Instanz geht es um seine produktiven Fähigkeiten. Vielleicht wird auch deshalb von Frauen so heftig körperlich mit Krankheitssymptomen in Rivalitätssituationen reagiert.

In komplizierten Wiedergutmachungsritualen geht es anschließend darum zu beweisen, daß die Zerstörung der eigenen und der anderen Person nicht stattgefunden hat. Da wird dann übersorgfältig gearbeitet, unter der eigenen Qualifikation eine Position angenommen, es werden immer neue Fortbildungen belegt und Überstunden geschoben, um zu beweisen, daß die Fähigkeiten zur Produktivität noch oder wieder vorhanden sind.

Zu der Tatsache, daß die Waffen in einem solchen Rivalitätskon-

flikt häufig nicht die eines offenen Wettbewerbs sind, sondern mit Unterstellungen und mind-reading gearbeitet wird, brauche ich wohl nicht viel zu sagen. Die Erzählungen, in denen eine Frau die rivalisierende Kollegin besser zu kennen scheint als diese sich selbst, sind nur zu bekannt. Leider wird dabei nicht sichtbar, daß es sich bei diesen Analysen der Gedanken und Intentionen der Anderen um eine Kontrollstrategie handelt, bei der der anderen die eigene Börsartigkeit unterstellt wird, um sie dann besser kontrollieren zu können. Deshalb nützen diese filigranen Analysen meistens auch nicht viel, da die Andere immer wieder mit einer Überraschung aufwartet (eben weil sie eine Andere ist).

Ähnliches gilt für die Vergiftung der Atmosphäre durch Klatsch und Intrige, da ständig gefürchtet werden muß, daß dasselbe einer auch widerfahren wird. Frauen haben große Angst vor Klatsch und Tratsch, da dies ihre eigenen Waffen sind, das Vergiften, das Intrigenspinnen.

Nun sind alle diese Elemente aber offiziell im permanenten Wettkampf, den die Institutionen für die Männer repräsentieren, nicht vorgesehen. Insofern sind die Arbeitswelt oder auch die öffentlichen Institutionen eigentlich Gift für die Ängste von Frauen. Durch die Permanenz von Rivalität werden sie eher beunruhigt als beruhigt und müssen sehen, wie sie in einer derartigen Atmosphäre klarkommen. Es scheint deshalb darum zu gehen, neben der bestehenden Arbeitsordnung eine Struktur zu erfinden und zu etablieren, in der Frauen ihre Form der Sublimierung und Beruhigung und damit von Kreativität finden können, ohne daß deshalb die Existenz von Neid, Rivalität und Konkurrenz gezeugnet werden müsste.

Eine Struktur der Polyvalenz und Zeitlichkeit würde nicht von der Permanenz der Rivalität getragen, sondern von punktuell auftreten-

den Rivalitäten, zwischen denen Phasen der Kooperation liegen könnten, die sich speisen aus der Lust und der Produktivität der Unterschiedlichkeit – wobei sich die Unterschiedlichkeit eben auch ergeben würde aus der Unterschiedlichkeit der Begehrensobjekte.

Die eine Frau will zum augenblicklichen Zeitpunkt eine Familienphase einlegen und sehnt sich nach Haushalt und Kindern, während die andere in der Karrierephase ist. Wenn beide Begehrensziele als gleichwertig angesehen werden können und das Begehren nicht normiert werden muß, dann kann sich aufgrund der Polyvalenz von Begehrensobjekten hier eine Kooperation ohne große Rivalitätskonflikte ergeben. Wollen beide Frauen dasselbe, so wird es sich wohl nicht verhindern lassen, daß sie miteinander konkurrieren, wobei es wichtig ist, nicht in die Falle des Entweder-Oder zu tappen. Der augenblickliche Sieg der einen bedeutet eben nicht, daß von nun an die augenblickliche Verliererin nie mehr etwas haben oder bekommen wird. Nur wenn diese existentielle Phantasie vermieden wird, kommt es nicht zu der lähmenden, phantasierten Tödlichkeit von Rivalität, sondern bekommt diese den Stellenwert eines belebenden, da beide konturierenden Wettbewerbs. Dann kann eine Niederlage, so schmerzlich sie auch jeweils sein mag, hingenommen werden, da sie nicht das Ende aller Hoffnungen bedeutet, sondern nur einen zeitlich begrenzten Verzicht darstellt, bzw. nur den Verzicht auf dieses Objekt und nicht auf allen anderen immer noch möglichen Objekte.

#### Literatur

- Melanie Klein: *Envy and Gratitude and other works*, London 1975
- Dies.: *Der Fall Richard*, München 1975
- Dies.: *Die Psychoanalyse des Kindes*, München 1971
- Dies.: *Das Seelenleben des Kindes*, Stuttgart 1962
- Dies. / Joan Riviere: *Seelische Urkonflikte*, München 1974

Marianne Rauwald

## **Versuch der Bestimmung einer Lücke im Missbrauchsdreieck**

**D**en sexuellen Missbrauch und seine Bedeutung für die Beziehung von Müttern und ihren Töchtern aufzugreifen, ist, betrachtet man die fachliche wie auch politische Auseinandersetzung mit diesem Thema, eine eher außergewöhnliche Überlegung. Untersucht man die inzwischen durchaus umfangreichen und auch kontroversen Publikationen zum sexuellen Missbrauch, so wird deutlich, dass das Thema Mütter dort nur selten und eher randständig auftaucht. Die wenigen Ausnahmen nehmen dann auch eher die Mutter als potentielle Missbraucherin – interessanterweise dann auch meist von ihren Söhnen – in den Blick.

Diese Lücke, diese mangelnde Präsenz der Mutter und ihrer Rolle in der Auseinandersetzung um das Missbrauchsgeschehen findet sich jedoch nach meiner Erfahrung nicht nur in der publizierten Literatur, sondern auch in der praktischen Arbeit von Beratungsstellen und anderen helfenden Institutionen. So ist z.B. unser Versuch im FFGZ<sup>1</sup>, im Arbeitsbereich sexueller Missbrauch Angebote wie Beratungen oder Gesprächsgruppen für Mütter anzubieten, trotz vieler Anstrengungen und breiter Pressearbeit selbst vor einigen Jahren, als die Diskussion dieses Themas mehr noch als heute

---

1 FFGZ – das Feministische Frauen-Gesundheitszentrum in Frankfurt

im Mittelpunkt der Öffentlichkeit stand, von Müttern nicht angenommen worden. Auch aus meiner aktuellen Supervisionsarbeit weiß ich, dass Mütter deutlich unterrepräsentiert sind, sowohl was Anfragen in den Beratungsstellen anbelangt, als auch in Bezug auf geplante Interventionen für laufende Fälle. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich, dass ich vor einigen Jahren, als ich hier in der Frauenschule während einer Tagung, die sich mit »Verführungen und Verfügungen« beschäftigte, ebenfalls einen Vortrag hielt, der den Missbrauch und seine Folgen in den Blick nehmen sollte, einen Fall schilderte, in dem die Mutter eine problematische Rolle spielte: Während des entscheidenden Interventionsgesprächs im Jugendamt erstmals mit der Frage konfrontiert, ob sie der 6-jährigen Tochter glaube, die in Aufdeckungsgesprächen berichtet hatte, vom Stiefvater missbraucht zu werden, und ob sie sich ihr zuliebe von ihrem neuen Lebenspartner räumlich trennen würde, rief sie: Nehmt sie doch mit und behaltet sie!

Es scheint von daher, als spielten Mütter im sexuellen Missbrauch nur eine randständige, untergeordnete Rolle. Gerät eine Mutter doch einmal ins Rampenlicht, dann allerdings eher, um ihr Vorwürfe zu machen: Mangelnden Schutz habe sie der Tochter gegeben, aus Eigeninteresse nicht hingeschaut, auch nach der Aufdeckung, wenn es um eine Aufarbeitung des Traumas geht, werden ihr Defizite zugeschrieben. Diese Vorstellung ist altbekannt: Die Mutter ist die Schuldige, die nicht genügend Gute, die somit das Schicksal der Tochter zu verantworten hat.

Dies Bild, das der Mutter nicht nur von außen entgegengebracht wird, sondern das gleichzeitig auch in ihr selbst so leicht wachgerufen wird (und gegen dessen Aktualisierung übrigens auch viele engagierte, feministisch orientierte Helferinnen nicht gewappnet sind), hat es Müttern nicht leicht gemacht, sich offen mit dem se-

xuellen Missbrauch ihrer Töchter sowie der Art ihrer eigenen Beteiligung, oft genug auch der eigenen Traumatisierung auseinanderzusetzen.

Ich habe mich deshalb gefreut, dass eine neue Tagung in der Frauenschule mir Gelegenheit gegeben hat, mich noch einmal intensiv mit der besonderen Situation auseinanderzusetzen, in die Mütter und Töchter geraten, wenn ein vorgefallener sexueller Missbrauch für beide eine konfliktreiche Herausforderung darstellt.

Mein Schwerpunkt wird dabei auf einer psychoanalytischen Diskussion der durch den vorgefallenen sexuellen Missbrauch aktualisierten Entwicklungskonflikte liegen, wie sie jedes Mutter-Tochter-Paar kennt und zu bewältigen hatte, die aber durch die Traumatisierung, die der Missbrauch bedeutet, regressiv wiederbelebt werden.

Auf den ersten Blick hat die Mutter mit einem sexuellen Missbrauch ihrer Tochter tatsächlich nichts oder zumindest wenig Aktives zu tun. Der Missbrauch gehört in die Beziehung zum Vater (Stiefvater, Opa, Onkel ... – vereinfachend gehe ich hier einmal vom Vater aus, der letztlich in meinen Überlegungen heute ja eher von geringerer Bedeutung sein soll). Diese Beziehung ist entgleist, hier hat der Übergriff stattgefunden, ist das Trauma passiert. Die Mutter ist oder scheint außen vor. Oft weiß sie auch von nichts oder will von nichts wissen. Und wird auch von außen zunächst auch nicht beachtet.

So in der Psychoanalyse, für die doch die Auseinandersetzung mit dem sexuellen Missbrauch schon früh ein bedeutsames, ja konstituierendes Thema war. Freud sieht im sexuellen Missbrauch, in der realen Verführung der Töchter durch den Vater zunächst die determinierende Ursache der Neurosen, insbesondere der Hysterie. Es ist die zu frühe sexuelle Erregung, der das Kind ausgesetzt



ist, die es nicht verarbeiten kann, deshalb zunächst verdrängt, die aber später im Leben, wenn das nun zum jungen Mädchen, zur jungen Frau gereifte Kind erneut mit sexuellen Reizen konfrontiert wird, wieder wachgerufen wird und nun erst traumatisch wirkt. Es ist nach diesem Verständnis die zu hohe Erregungssumme, die psychisch nicht mehr adäquat verarbeitet werden kann und eine Regression auf frühere Entwicklungsphasen notwendig macht. Die fehlende Bedeutung der emotionalen Beziehung, jeder Objektbeziehung, sei es zum Vater, und noch weniger zur Mutter, die hier noch überhaupt nicht auftaucht, bestimmt für lange Jahrzehnte das Verständnis der Psychoanalyse vom Trauma, insbesondere vom sexuellen Trauma, und seiner Bedeutung. Dieser Erklärungsansatz ist als »Verführungstheorie« in die Geschichte der Psychoanalyse eingegangen und wurde bald zu einem Scheideweg der Psychoanalyse.

Denn Freud erweitert, oder, wie es der Großteil seiner Schüler versteht und fortan als reine Lehre tradiert: revidiert seine frühe Erklärung, indem er als Ursache der Hysterie nicht nur realen Missbrauch sieht, sondern als zumindest genauso wirksam auch dessen Vorstellung anerkennt, die er in der Folge als ödipale Wunschfantasien des Mädchens konzipiert: Das Mädchen, das von seiner sexuellen Minderausstattung durch die Mutter enttäuscht ist, wendet sich von ihr, ihrem ersten Liebesobjekt, ab und dem Vater zu, von dem es begehrt werden möchte, und der ihm, als Ersatz für den fehlenden Penis, ein Kind schenken soll. Das kleine Mädchen gestaltet nun diese Wünsche, passiv-feminin, als Verführungsfantasien durch den Vater. Diese an und für sich ganz entwicklungsgemäß auftretenden ödipalen Fantasien werden jedoch pathologisch und münden in eine hysterische Neurose, wenn sie aufgrund der genetischen Ausstattung des Kindes oder auch ver-

schiedener verstärkender äußerer Ursachen nicht adäquat aufgelöst werden können. Diese Entdeckung der Bedeutung der inneren Welt, der Gestaltung der inneren Objektbeziehungen über größtenteils unbewusste Fantasien gilt auch heute noch vielen als die eigentliche Geburtsstunde der Psychoanalyse.

Doch ist hier nicht nur das traumatische Ereignis weitgehend verloren gegangen, auch die Mutter, die Beziehung zwischen Müttern und Töchtern erscheint hier von untergeordneter Bedeutung, abgeschoben in den entlegenen Raum »präödipalen« Erlebens, der dunkel und undifferenziert erscheint. Entscheidende Bedeutung für die gesunde psychische Entwicklung und Reifung des Mädchens erhält die Gestaltung der ödipalen Beziehung zum Vater, also gerade die Aufgabe der Mutter als Liebesobjekt.

Zwar haben sich schon früh engagiert und ideenreich Analytikerinnen der ersten Generation mit Fragen der Weiblichkeit, des primären Beziehung zur Mutter, dem Penisneid, der Genese des Kinderwunsches und vielen anderen wichtigen Fragen zur weiblichen Entwicklung und Sexualität auseinandergesetzt (vgl. z.B. Helene Deutsch, Karen Horney, Jeanne Lampl de Groot oder Josine Müller), doch blieben diese Ansätze in der mainstream-Analyse weitgehend randständig und fanden wenig Beachtung, noch weniger Widerhall. Auch die Arbeiten der Kinderanalytikerin Melanie Klein, auf die sich später eine eigene psychoanalytische Schule begründen sollte, wurden viele Jahre nur am Rande zur Kenntnis genommen. Klein führte mit ihrem Konzept der »guten« und »bösen« Brust die Mutter als ein äußerst bedeutungsvolles und sehr mächtiges Objekt für die Entwicklung der Töchter (und Söhne) ein. Mit ihren theoretischen Ausführungen zur paranoid-schizoiden Position und der depressiven Position stand die zuvor eher unterbeleuchtete präödipale Zeit im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit – und damit

eben auch die Rolle der Mutter. Doch geriet die Auseinandersetzung um den sexuellen Missbrauch in der psychoanalytischen Wissenschaftsgemeinschaft für Jahrzehnte beinahe völlig aus dem Blick. Simon (1992) stellt in einer Untersuchung aller englischsprachigen psychoanalytischen Zeitschriften fest, dass sich in den Jahren 1920-1986 nur 19 Artikel mit Inzest oder Verführung beschäftigen.

Die Tabuisierung der Auseinandersetzung um den sexuellen Missbrauch von Kindern ist allerdings bis in die 80er Jahre hinein ein gesamtgesellschaftliches Phänomen. Erst die feministische Frauenbewegung, die sich in Abgrenzung zu gesellschaftlich etablierten Institutionen mit der Gewalt, der Frauen in unserer Gesellschaft ausgesetzt sind, auseinandersetzte, griff – zunächst in den USA – nach jahrzehntelangem Tabu das Schweigen auf und ermöglichte eine dann zunehmend breitere öffentliche Diskussion.

Heute ist das Interesse an einer theoretischen Aufarbeitung der Bedeutung des sexuellen Missbrauchs auch in der Psychoanalyse deutlich gestiegen. Dabei steht der traumatische Aspekt im Vordergrund der Aufmerksamkeit. Neuere empirische Forschungen im Bereich der Gedächtnispsychologie und der Neurobiologie, die ein anderes Verständnis und einen neuen Zugang zur Verarbeitung traumatischer Erfahrungen möglich zu machen scheinen, lassen dieses Thema zu einem der spannendsten aktuellen Forschungsfragen werden. Die Hinweise darauf, dass im Zustand einer Traumatisierung ein anderer Gedächtnismodus, ja geradezu ein unterschiedlich strukturiertes Gedächtnis die traumatisch das Individuum überflutenden Informationen anders speichert und damit später nicht unbedingt abrufbar werden lässt, bietet Erklärungsmöglichkeiten für das Verständnis posttraumatischer Phäno-

mene wie die unterschiedliche Erinnerbarkeit traumatischer Erlebnisse, unwillkürliche flashbacks oder die unverminderte Emotionalität vorhandener Erinnerungen.

Die Fokussierung dieser zweifellos sehr spannenden Auseinandersetzung auf die neurobiologische Verarbeitung traumatischer Erfahrungen hat jedoch andererseits dazu geführt, dass die Frage wesentlicher Objektbeziehungen, wie sie auch uns heute beschäftigt, eher wieder an den Rand gerückt ist. Dabei sind es die wichtigen Beziehungen traumatisierter Kinder und Frauen, in denen sich ihre Probleme immer wieder aufs Neue entfalten und sich dort in einer oft schwer zu verstehenden affektiven Verstrickung, in einem komplexen von Gewalt und Ohnmacht charakterisierten Miteinander zeigen: Im Wiederholungszwang kommt es zu einer permanenten Neuauflage, einer immer wieder unbewusst gestalteten Neuinszenierung der traumatischen Situation als einem archaischen Ausdruck der unintegrierten und damit unverarbeiteten, unkommunizierbaren Affekte. Dies gilt insbesondere auch für die Beziehung zwischen dem Kind, der Tochter, und der Mutter. Doch fallen die Probleme und Konflikte, die sich aus dem Erleben der sexuellen Übergriffe ergeben, gerade wenn wir uns nun auf die Beziehung zur Mutter konzentrieren, nicht auf ein Niemandsland, sondern auf eine alte Geschichte, die schon viele Ambivalenzen kennengelernt, viele Kämpfe gefochten, im glücklichen Fall vieles Schöne miteinander erlebt und sich bewahrt hat. Wie diese Geschichte verlaufen ist, wieviel Nähe ihr erhalten geblieben ist, wieviel Autonomie und Eigenständigkeit gewachsen ist, wieviel Konfliktbereitschaft möglich ist, davon wird ganz entscheidend abhängen, wie hilfreich diese Beziehung für die Tochter bei der Bewältigung eines sexuellen Missbrauchs sein kann. Dabei berührt die reale Erfahrung des sexuellen Missbrauchs, das Überschreiten

der Inzestschranke, die Sprengung des ödipalen Dreiecks, den Kern der Konflikte, die die Beziehung von Mutter und Tochter ohnehin schicksalhaft und unausweichlich prägen und belebt sie mit einer unheimlichen Macht aufs Neue. Der sexuelle Missbrauch ist auch ein Angriff auf die Beziehung zwischen Mutter und Tochter. Um dies ein bisschen verständlicher zu machen, möchte ich zunächst kurz noch einmal die entwicklungsgemäßen Konflikte dieser Beziehung näher beleuchten.

Auch wenn die Bedeutung der frühen präödipalen Entwicklung inzwischen allgemein anerkannt wird, wird die weitere psychosexuelle Entwicklung des kleinen Mädchens zur Frau auf dem Hintergrund des alten Paradigmas des Ödipuskomplexes gesehen, eines Paradigmas, in dem die Mutter praktisch nicht mehr vorkommt. Konsens scheint auch heute noch zu sein: Die Tochter muss, um zur reifen Frau heranzuwachsen, zwei Hürden nehmen: Sie muss ihre führende erogene Zone, die Klitoris zugunsten der Vagina aufgeben (hier allerdings wackeln langsam die Überzeugungen) und sie muss ihr primäres Liebesobjekt, die Mutter, aufgeben und sich dem Vater zuwenden. Die Geschichte des Ödipus, von Freud als Bild für die psychosexuelle Entwicklung des kleinen Jungen verstanden, und führte schon damals, im Versuch, sie in einfacher Analogie auf die Verhältnisse beim Mädchen zu übertragen, zu unauflösbaren Widersprüchen und Ungeheimheiten. Die Frau blieb so für viele ein »dark continent«.

Ein ganz anderes Schlaglicht mag da der Mythos der Elektra auf die Entwicklung des kleinen Mädchens werfen, ein Versuch, den schon C.G. Jung und in der Folge verschiedene Analytikerinnen unternommen haben, zuletzt Eva Poluda-Korte und gerade jüngst Hendrika Halberstadt-Freud in ihrem in diesem Jahr auf deutsch erschienenen Buch ›Elektra versus Ödipus‹. Hier stellt sie Überlegungen an,

die mir für das Verständnis der Schwierigkeiten, mit denen wir uns heute auseinandersetzen wollen, sehr hilfreich erscheinen und auf die ich mich im folgenden öfter beziehen werde.

Elektra ist die Geschichte der Liebes- und Hassbeziehung der Tochter zur Mutter, also zum gleichgeschlechtlichen Elternteil. Wie Ödipus Jokaste liebt und Laios tötet, so liebt auch Elektra ihren Vater Agamemnon und tötet (mit Hilfe ihres Bruders Orest) ihre Mutter Klytāimnestra. Nicht zu übersehen sind dabei allerdings auch entscheidende Unterschiede: Ödipus läuft – so schildert es der Mythos – unbewusst, schuldlos, beinahe könnte man sagen: passiv in sein Schicksal. Er wusste im Augenblick des Tuns nicht, was er tat, und er leidet, als er sie erkennt, unter seiner Tat. Anders Elektra, die über lange Jahre die Mutter für den Mord an ihrem Vater beschuldigt, den sie als Tochter innigst verehrt hat, obschon sie den kriegsbedingt seit Jahren Abwesenden kaum kennt, und die sie voller Hass und Verachtung verfolgt, bis sie sie schließlich – in einem Moment, in dem sich die Mutter nähesuchend und verständnisheischend an sie wendet – sehr bewusst und kaltblütig ermordet.

Warum? Woher kommt die tödliche Wut der Elektra? Ihre tiefe Eifersucht auf Aigisthes, den Liebhaber der Mutter? Wie ist die heftige Idealisierung des ihr doch so fernen Vaters zu verstehen? Hat Elektra wirklich ihr »primäres Liebesobjekt«, die Mutter, aufgegeben oder versteckt sich hinter der so dauerhaften und hoch emotionalen, von Hass erfüllten Beziehung zur Mutter nicht doch die alte, die erste, enttäuschte Liebe? Eine enge, nicht aufgelöste Bindung, in der Agamemnon als Mittler gerade nicht ausreichend präsent war?

Hendrika Halberstadt-Freud sieht die Gestaltung der Beziehung zur Mutter, die erstes und wichtigstes Liebesobjekt der Tochter war – und nach ihrer Ansicht über weite Strecken auch lebenslang bleibt,

als die schicksalhafte Bestimmung jeder Frau an: Es scheint für beide, für die Mutter wie für die Tochter schwer, die erste, nahe, schützende, nährenden Beziehung zu lösen. Verlustängste können beide belasten und die notwendige, zumindest teilweise Trennung führt dann nicht in einen Raum, in der jede ihre Autonomie, also auch das Trennende leben und erleben darf, sondern führt vielmehr in einen heftigen Konflikt voller gegenseitiger Projektionen: Wer ist gut, wer böse, aggressiv? Wer hält fest, wer geht? Zwischen der Scylla einer unaufgelösten Symbiose, in der alle Unterschiede – im Wesen, im Denken und Fühlen – und autonomen Bedürfnisse von Tochter und Mutter negiert werden einerseits, und der Charybdis einer hasserfüllten, hart erkämpften und zumeist mit Entwertung verbundenen Lösung von einer als verschlingend erlebten Mutter andererseits (und dies ist Elektras Wahl, so scheint es) müssen Töchter um die eigene wie die mütterliche Anerkennung ihrer Autonomie kämpfen.

Gerade die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter führt einerseits zu einer besonderen Nähe und der Möglichkeit eines tiefen gegenseitigen Verstehens, das gleichzeitig Wünsche und Erwartungen an die jeweils andere oft unverhältnismäßig hoch werden lässt. Die Gefahr, sich in einem warmen, symbiotischen Nest gemeinsam einzurichten und die kalte, bisweilen feindliche Außenwelt draußen vor zu lassen, wird so verständlich. In der ihr so ähnlichen Tochter durchlebt die Mutter ihre eigene Geschichte aufs Neue, oft verbunden mit dem Versuch, sie durch die Tochter noch einmal ins Positive umzuschreiben, Korrekturen an der eigenen Lebensgeschichte anzubringen, alte Verletzungen auszuwetzen, vertane Chancen und Möglichkeiten nachzuholen.

Dieses Engagement und Interesse der Mutter an ihrer Entwicklung kann eine Chance sein für die Tochter. Doch für andere auch eine erste schwere Bürde: wenn die Mutter nicht genügend diffe-

renzieren kann zwischen dem *fantasierten Baby*, das eben auch sie selbst repräsentiert und für das sie Hoffnungen entwickelt, Lebenswege und -räume bereitstellen möchte, und der *realen Tochter*, die anders, eigen ist und ein Recht hat auf eigene Wünsche an ihr Leben. Dann nämlich wird das Interesse zu einem narzisstischen, die Tochter wird als Verlängerung der Mutter erlebt. Eine eigene Entwicklung darf dann nicht sein, sprengt den Rahmen, ist bedrohlich für das seelische Gleichgewicht der Mutter. Die Frage, inwieweit ein Zulassenkönnen dieser Getrenntheit möglich ist, wird ausschlaggebend sein für die Beziehung der beiden Frauen.

Die Tendenz einer Überidentifizierung der Mutter mit dem ihr so ähnlichen weiblichen Kind enthält eine zweite Gefahr: ein Verschwimmen der Generationengrenzen, ja die Verwechslung der Generationen und ihrer Aufgaben. Sieht die Mutter in der Tochter die endlich möglich gewordene Verwirklichung alter Wünsche, die Aufhebung und Lösung alter Konflikte, die Wiedergutmachung erlittener Kränkungen, wird die Grenze zur Tochter durchlässig, wird sie immer mehr selbst zur Tochter, die Tochter aber in zunehmendem Maße zur Mutter. Das Kind soll es besser machen, eine bessere Mutter werden. Das Kind wird so verantwortlich für das psychische Wohlbefinden der Mutter, es kann und soll ihr Leben bereichern, ihm Sinn geben, es soll die Mutter trösten, wenn es ihr schlecht geht, da sein, wenn sie es braucht.

Kommt es (z.B. aufgrund einer sehr schwierigen, möglicherweise sogar traumatischen Geschichte der Mutter) zu einer starren Überbetonung dieser an und für sich legitimen und hilfreichen Identifikationslinie, erhält die Tochter eine überfrachtete Verantwortung, ein neues Abhängigkeitsverhältnis entsteht, in dem die Mutter sich zunehmend angewiesen fühlt auf das Funktionieren ih-

rer Tochter. Die Überforderung des Kindes mit dieser Erwartung der Mutter und sein notwendiges Versagen an dieser Aufgabe, führt unweigerlich zur angstvollen und wütenden Frustration der auf dieser Ebene in der Rolle des Kindes verhafteten Mutter, die dann leicht mit ihrer zunehmend heftigeren Enttäuschung die Tochter drangsaliert. Versuche der Tochter, die so wichtige Beziehung zur Mutter zu retten, führen leicht weiter in die Spirale zwischen gegenseitiger abhängiger Symbiose und dem Versuch, sich zu wehren, indem die verschlingende, überfordernde Mutter entwertet wird: Alles scheint dann besser als die Mutter und das So-sein-wie-die-Mutter.

Deutlich wird, wie schwierig eine Entwicklung aus diesem Dilemma ist: Verhindert das Festhalten an der symbiotischen Lösung a priori jede autonome Bestrebung und hält fest an der Fantasie einer als nah und geborgen erlebten undifferenzierten Beziehung zur frühen Mutter, kann auch das wütende Losreißen keine gute Lösung sei: Denn jeder Entwicklungsschritt nach vorn, weg von der Mutter, führt auch wieder näher an sie heran, macht die Unausweichlichkeit ihrer Nähe, der Bande, die schon der gleiche weibliche Körper bedingt, wieder fatal deutlich:

- in der ödipalen Hinwendung zum Vater erscheint die Mutter als mächtige, eigentliche Partnerin des Vaters
- in der Menarche, dann der Menstruation erfährt sie in jedem Monat neu: Sie ist eine Frau wie die Mutter
- bekommt sie ein Kind, wird sie gar selbst zur Mutter (die Zeit der ersten Schwangerschaft stellt daher für viele Frauen eine große Herausforderung und einen oft psychisch noch einmal sehr krisenhaften Lebensabschnitt dar). Besonders lebendig aber wird der Konflikt, bekommt die Tochter selbst eine Tochter.

- selbst im Klimakterium kommt sie der Mutter noch einmal spät im Leben näher.

Jede dieser Phasen konfrontiert die Tochter mit dem uralten Dilemma und birgt jedesmal trotz der progressiven Natur des Entwicklungsschrittes die Gefahr einer erneuten regressiven Verstrickung mit der eigenen Mutter.

Diese Überlegungen machen deutlich, wie sehr Töchter an ihre Mütter gebunden bleiben, die wiederum ebenfalls mit der Generation ihrer Mütter verkettet bleiben, so dass gerade in der weiblichen Generationenfolge sehr enge Bande bestehen und tradiert werden. In der Beziehung zwischen Mutter und Tochter verschwimmen die Generationengrenzen, werden durchlässig für die hautnahe Vermittlung alter, Generationen umfassender Erfahrungen. Im lebendigen, fluktuierenden Miteinander kann jede in der Fantasie die Rolle von Mutter, Tochter, Großmutter ausfüllen. Im Idealfall kann das tatsächlich zu einer Bereicherung der Beziehung beitragen, können alte Konflikte noch einmal neue Lösungen erfahren. Aber sie können auch leicht tradiert werden. Gerade pathologische, traumatische Beziehungsmuster können sich so leicht über Generationen hinweg fortpflanzen, im Leben der Töchter wiederholen und so die Lebensgeschichte von Töchtern und Enkelöchtern dunkel einfärben. Die transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen ist gerade bei der Betrachtung von sexuellem Missbrauch hinsichtlich der Mutter-Tochter-Beziehung von großer Bedeutung, denn deutlich wird: Eine belastete, traumatisierte Mutter wird nicht die innere Freiheit haben, ihrer Tochter in den ambivalenten Konflikten offen zur Verfügung zu stehen. Vielmehr liegt es nahe, dass diese Aufgabe zu einer Eskalation gerade bezüglich der Autonomiestrebungen der Tochter führen kann.

In dem Versuch von Müttern und Töchtern, ihren Nähe-Distanz-Konflikt einer möglichst guten Lösung zuzuführen, spielt der Vater als drittes Objekt eine wichtige Rolle. Als ein weiteres Liebes- und Identifikationsobjekt erlaubt er der Tochter, sich aus der engen und nahen Beziehung zur Mutter partiell zu lösen. Dies wird um so besser gelingen, je mehr Vater und Mutter gleichzeitig in der Lage sind, der Tochter als elterliches Paar gegenüber zu treten. Denn die Ablösung von der Mutter und die Gestaltung autonomer Ziele erlebt die Tochter als einen gefährlichen Schritt und als Aggression der Mutter gegenüber, für die Bestrafung droht. Die Mutter kann dann in der Folge in der Fantasie der Tochter (und bisweilen auch in der Realität – und beides ist dann schwer voneinander zu trennen) leicht bedrohliche Züge annehmen. Dies gilt um so mehr, als die Tochter mit der Hinwendung zum Vater eine Rivalitätsposition zur Mutter einnimmt und die Stellung der Mutter nicht nur in Bezug auf die Dyade Mutter-Tochter, sondern auch in Bezug auf den Partner der Mutter in Frage stellt.

In dieser Situation ist die Erfahrung des kleinen Mädchens, daß es gute Beziehungen zum Vater und zur Mutter haben kann und darf, wie auch gleichzeitig die Eltern eine gute Beziehung aufrecht erhalten, von großer Bedeutung: Alle dyadischen Beziehungen sind in der triadischen aufgehoben, es kommt nicht zu der befürchteten Zerstörung, weder der Mutter noch der Tochter. In dieser Sicherheit kann die triadische Beziehung die enge Beziehung zur Mutter entlasten, die doch nicht ganz aufgegeben werden muss. Gleichzeitig gibt die Wahrnehmung des starken elterlichen Paares – auch wenn sie mit einer gewissen Kränkung verbunden ist, verweist sie die Tochter doch immer wieder auf ihren Platz jenseits der Generationengrenze – die Sicherheit und den psychischen Raum, sich in allen Beziehungen frei bewegen und entfalten zu können.

Sexueller Missbrauch aber ist ein Angriff und die Zerstörung dieses triadischen Raumes – und damit gleichzeitig ein Angriff auf alle beteiligten dyadischen Beziehungen. An erster Stelle betroffen ist sicherlich die Dyade Vater – Tochter, denn hier passiert der Übergriff, die für die Tochter traumatische Erfahrung. Dieses Geschehen und seine Bedeutung ist daher auch an erster Stelle bei der theoretischen wie klinischen Behandlung des Missbrauchs und seiner Folgen im Fokus der Aufmerksamkeit gewesen, wie ich schon eingangs dargelegt habe. Heute jedoch sollen die anderen Dyaden im Mittelpunkt stehen.

Zunächst erzwingt die Zerstörung des triadischen Raums eine Regression, ein Zurückwerfen und Erstarken der dyadischen Beziehungen mit der notwendigen Folge des Ausschlusses des dritten Objekts. Dabei wird in der Missbrauchsbeziehung die Mutter (aus ihrer Sicht) zur Ausgeschlossenen. Die häufig zu beobachtende Verleugnung des Missbrauchs durch die Mutter, ihre damit einhergehende scheinbare Achtlosigkeit, die für die Tochter oft einen mangelnden Schutz darstellt, kann dabei als Versuch verstanden werden, mit dieser auch für die Mutter und ihr Selbstwertgefühl bedrohlichen Kränkung fertig zu werden. Die Negierung, das Nichtwahrnehmen des Zerbrechens der elterlichen Beziehung und der elterlichen Funktion kann für die Mutter zunächst einmal den Erhalt ihrer partnerschaftlichen Beziehung, die – fantasierte – Sicherheit des Aufgehobenseins in dieser Dyade und damit den Erhalt ihrer psychischen Integrität ermöglichen, die durch den Missbrauch zutiefst in Frage gestellt ist. Wird sie von außen mit dem Ereignis konfrontiert, erlebt sie dies als einen massiven Angriff. Dies führt oft zunächst zu einer Verstärkung dieser regressiven Abwehrbewegung, das heißt zur Zementierung der Dyade Mutter-Vater, die nun aber keine elter-

liche mehr ist, innerhalb derer sich ebenfalls die Kräfteverhältnisse verändert haben, wird doch durch das Überschreiten der Inzest- und Generationengrenze auch die Position der Mutter verändert, die nun tendenziell selbst in die Rolle des Kindes versetzt wird.

Wählt die Mutter, was leider häufig genug der Fall ist, im Umgang mit der traumatischen Kränkung diesen Weg, wird die Tochter zur eigentlich Bösen, zur Aggressorin, die ausgeschlossen werden muss. Dies entspricht einer Wiederbelebung und aggressiven Zuspitzung der frühen Autonomiekonflikte der Mutter-Tochter-Beziehung, die hier einen unglücklichen Ausgang finden. Wie schon in der Beziehung zum Partner kann dabei auch in der Beziehung zur Tochter eine Verschiebung stattfinden und die Tochter wird für ihre Mutter zu deren eigener – böser – Mutter.

Aus dieser Position heraus unternimmt die Mutter möglicherweise aber auch den anderen Versuch: den Ausschluss des Vaters unter Rückzug auf eine symbiotische, dyadische Beziehung zur Tochter. Die Regression auf diese frühe Position, deren Konflikte und inhärenten Ängste oben ausführlich diskutiert wurden, erhält jedoch nun zusätzliche Brisanz durch die real stattgefundenen Verletzungen und durch die damit bewiesene Auswegslosigkeit: Jede Progression in die Triade bedeutet erneute Gefahr der Wiederholung des Traumas. Die Beziehung wird so zu einem unerträglichen Gefängnis.

Auch für die Tochter stellt der Weg zurück in die Symbiose zur Mutter keine Lösung dar. Zum einen bedeutet es auch für sie einen Weg zurück in eine ambivalente Beziehung, deren Konflikthaftigkeit sich durch die traumatischen Ereignisse noch verstärkt haben. So erlebt sie der Mutter gegenüber sowohl Wut, weil sie sie nicht genügend geschützt hat, ihrer elterlichen Funktion nicht ausreichend genügt hat, aber insbesondere auch Schuldgefühle, weil sie die

fantasierte Ausschaltung der Mutter beim Vater in der Realität erlebt hat, den Platz der Mutter tatsächlich eingenommen hat und die Mutter damit ausgestoßen hat. Sie, die Tochter, hat die Mutter in ihrer Funktion damit heftig angegriffen, vielleicht sogar zerstört. So muss sie nun jederzeit mit der Rache der Mutter rechnen, zumindest aber selbst jeden Versuch zur Wiedergutmachung unternehmen, was die beiden dann um so tiefer in ihre symbiotische Verstrickung führen wird, in der die Mutter verstärkt die regressive, kindliche, bedürftige Position besetzen wird und die Tochter zur Übernahme der verantwortlichen mütterlichen Rolle gedrängt wird. Dies korreliert mit der Beobachtung einer geradezu typischen pseudoprogessiven Entwicklung von sexuell traumatisierten Mädchen, die häufig eine sehr verantwortliche Rolle in der Familie übernommen haben, während die Mutter oft krank ist oder aus anderen Gründen die Verantwortung nicht mehr voll übernehmen kann. Gerade diese »erwachsene« Position rückt sie wieder näher an den Vater heran, der ihre geheimen Wünsche und Fantasien, die Mutter zu verdrängen, an ihren Platz zu gelangen, in der Realität erfüllt hat und damit ihre Wut und Enttäuschung an der Mutter gleichsam mit bestätigt hat. Nur andeuten will ich an dieser Stelle, dass auch die der Traumatisierung folgende Identifikation mit dem Aggressor zu einer weiteren Bindung an den Missbraucher führt, die die Konflikte mit der Mutter zusätzlich vertiefen.

Diese Überlegungen dürften deutlich machen, eine welch zutiefst destruktive Auswirkung eine sexuelle Traumatisierung in der Familie auf alle beteiligten Beziehungen hat und wie sehr sie auch die Beziehung von Töchtern und Müttern betrifft, oft genug zerstört. Dies wird um so eher der Fall sein, je mehr die Mutter aufgrund ihrer eigenen Geschichte, vielleicht sogar eigenen unverarbeiteten Miss-

brauchserfahrung nicht in sich gefestigt ist, dabei schon früher die Tochter zu ihrer eigenen Stabilisierung gebraucht hat und so ein Beziehungsmuster installiert wurde, dass keine ausreichend gute Lösung und Autonomie der Tochter erlaubt hat und in der Folge um so leichter an den reaktivierten Konflikten scheitern wird.

Wirft man abschließend noch einmal den Blick auf die Mutter und ihre Position im Missbrauchs-dreieck, muss man konstatieren: Ein Dreieck gibt es nicht mehr. Mit der Traumatisierung der Tochter wurden sowohl die Bindungen der Mutter zum Vater zerstört als auch in zumindest weitem Ausmaß die zur Tochter angegriffen. Die Mutter ist damit in der Folge selbst mit möglicherweise auch für sie erneuten traumatischen Verlusten beschäftigt. Dies enthebt sie natürlich nicht ihrer mütterlichen Verantwortung, trotz aller gegen sie gerichteter Herausforderungen, Kränkungen und Angriffe. Doch erleichtert der Blick auf ihr Erleben vielleicht ein Verständnis für Reaktionen, die nicht das Wohl der Tochter zum Ziel zu haben scheinen, vielleicht sogar Wut und Ablehnung ihr gegenüber ausdrücken. Doch können diese Reaktionen Ausdruck ihrer eigenen Überforderung und Hilflosigkeit sein. Das Aufrechterhalten, oft wahrscheinlich eher Wiedererlangen der elterlichen, schützenden Funktion – und dies ohne Halt und Unterstützung des zweiten Teils des Elternpaares – ist somit eine wesentliche Aufgabe bei der Interventionsplanung im Umgang mit dem sexuellen Missbrauch. Denkt man noch einmal an das kleine Fallbeispiel, dass ich zu Beginn meines Vortrags dargestellt habe, muss man wohl sagen: Eine Mutter, die bei einer amtlichen Eröffnung von dem sexuellen Missbrauch ihrer Tochter durch ihren Lebensgefährten erfährt, läuft sozusagen ins offene Messer. Sie hat keine Möglichkeit, die eigene Kränkung zu verstehen, erst gar nicht zu verarbeiten und zu integrieren. Ad hoc von ihr zu erwarten, den Partner zu Gunsten der Tochter fallenzulassen, stellt eine immens große Er-

wartung, oft genug wohl eine Überforderung dar. Dies ist für die neue gemeinsame Zukunft von Mutter und Tochter ein denkbar ungünstiger Start. Auch der Mutter einen schützenden Raum zur Verfügung zu stellen, indem sie sich erst einmal mit den erlittenen Kränkungen und Verlusten auseinandersetzen kann, auch die tabuisierten negativen Gefühle der Tochter gegenüber wahrnehmen und ausdrücken kann, um in der Folge einen Weg zurück zur eigenen Mütterlichkeit zu finden, ist somit von großer Bedeutung für beide, Tochter und Mutter, die eine neue Beziehung finden müssen nach der traumatischen Zerstörung.

#### *Literatur*

- Brenneis, Brooks C.: Gedächtnissysteme und der Abruf von Trauma-Erinnerungen. In: *Psyche* 52, 1998.
- Chasseguet-Smirgel, Janine: *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*. Frankfurt 1974
- Deutsch, Helene: *Psychologie des Weibes in den Funktionen der Fortpflanzung*. Wien 1925
- Halberstadt-Freud, Hendrika C.: *Elektra versus Ödipus*. Stuttgart 2000
- Horney, Karen: Die Angst vor der Frau. In: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, 1932
- Lampl de Groot, Jeanne: Zur Entwicklungsgeschichte des Ödipuskomplexes der Frau. In: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* 1927.
- Müller, Josine: Ein Beitrag zur Frage der Libidoentwicklung des Mädchens in der genitalen Phase. In: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, 1931
- Poluda-Korte, Eva S.: Freud und die Töchter. Versuch einer Emanzipation von patriarchalen Vorurteilen in der Psychoanalyse. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 29, 1992
- Rauwald, Marianne: Aufdeckung – und dann? In: *Verführungen und Verfügungen*. Frankfurter Frauenschule (Hg.). Königstein 1998
- Simon, Bertram: »Incest – see under Oedipus complex«: the history of an error in psychoanalysis. *JAPA*, 42, 1992



Susann Schauz

## Eine Skizze zum Thema Aggressivität

**M**eine Fragen kreisen um Themen der Feindseligkeit und Aggressivität zwischen Mutter und Tochter, Frau und Mädchen und zwischen Frauen. Über Augenblicke, in denen Aggressivität entsteht, die sich entwickelt, verschiebt, verstellt, und sich wie eine beinahe unsichtbare Spur auf Gesten und Gesichter legt.

Dabei verfolge ich zwei unterschiedliche Linien. Die eine gruppiert sich um Texte von Lacan und Winnicott, in denen es um die Lesbarkeit von Beobachtungen, Spiegelmechanismen und Verkennungen geht. Die andere Linie wendet sich Texten von Melanie Klein und Françoise Dolto zu, die sich mit den bewußten und unbewußten Phantasien des Mädchens bezogen auf die Mutter beschäftigen.

### 1. Teil

Lacan entwirft in seinen Texten<sup>1</sup> eine Struktur des Ich, in der die Identifizierung mit der eigenen Gestalt im Spiegel neben anderen spiegelähnlichen Momenten auf einer notwendigen Verknennung und Ver-

---

1 Lacan, Jacques: Die Aggressivität in der Psychoanalyse. Theoretischer Vortrag, gehalten auf dem XI. Kongress für französischsprachige Analyse in Brüssel, Mai 1984; Ders.: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, in: Schriften I, Weinheim 1986

wechslung beruht. Der durch den Riss, durch die tatsächliche Nicht-Identität zwischen der Person vor und in dem Spiegel erzeugten Möglichkeit von Identifikation, dem unsicheren Moment von Verkenning und Verwechslung, ist eine Aggressivität eingeschrieben.

Unter Verkenning- bzw. Spiegelmechanismen kann ich zweierlei verstehen: Das Erkennen der eigenen Gestalt des kleinen Mädchens im Spiegel und das Spiegelverhältnis, in dem es sich zu den Kindern seines Alters befindet.

In der Gleichgeschlechtlichkeit zwischen Mutter und Tochter liegen weitere wechselseitige Spiegelmomente: ich als Mutter kann mich in meiner Tochter nochmal als kleines Mädchen sehen, gleichzeitig befinde ich mich in meiner neuen Mutterrolle in einer Identifikation zu meiner eigenen Mutter, während ich eine Frau bin, die in den Durchwirkungen dieser Bilder nicht aufgeht. In dem Flirren der Spiegelbilder ist eine weitere Komplexität entstanden, was aufgenommen wird als »Ich ist eine andere« – welche andere?

Wenn ich den Begriff »Symbiose« durch den Satz von Rimbaud »Ich ist ein anderer«, der über Lacan Eingang in die Psychoanalyse gefunden hat, ersetze und leicht modifiziere in »Ich ist eine andere«, wird aus der symbiotischen Verschmelzungsphase auch ein Verkenningungsverhältnis zwischen Mutter und Tochter. »Ich ist eine andere«. Ich, die Tochter bin die Frau, die meine Mutter ist. Ich bin sie, solange bis in Elementen der Differenz der Unterschied zum Tragen kommt und sich in minutiösen kleinen Schritten herauschält. »Ich bin sie und gleichzeitig bin ich noch eine andere sie, nämlich ich«. Der Ausgangspunkt hierbei ist die vollkommene Entfremdung des Ich, aus der heraus sich in unablässigen kleinen Differenzierungsetappen mühsam die Abgrenzungen des »Das bin ich nicht« ergeben müssen.

Um von diesem Vorgang eine genauere Vorstellung zu bekommen, möchte ich Ihnen eine Passage aus »Die Beobachtung von Säuglingen in einer vorgegebenen Situation« von Winnicott vorlesen.<sup>2</sup>

Die Anordnung: Die Mutter setzt sich mit dem Baby auf dem Schoß, ihm, Winnicott, gegenüber, so dass eine Tischecke zwischen ihnen ist, auf dem ein rechtwinklig abgebogener, blinkender Spatel zum Niederdrücken der Zunge liegt. Die Mutter sitzt so, dass der Säugling den Spatel anfassen kann. Dann vermittelt er der Mutter, dass sie und er eine »Zeitlang sowenig wie möglich zur Gestaltung der Situation beitragen wollen, so, dass das, was geschieht, mit einiger Sicherheit als eigene Initiative des Kindes angesehen werden kann.«

Die Beobachtung: (bezieht sich auf Babies im Alter von 5 bis 18 Monaten) »Erste Phase: Das Baby streckt die Hand nach dem Spatel aus, aber in diesem Augenblick entdeckt es unerwarteterweise, dass es die Lage bedenken muß. Es ist in der Klemme. Entweder schaut es, die Hand auf dem Spatel und den Körper ganz still haltend, mich und seine Mutter mit großen Augen an, beobachtet und wartet, oder es nimmt, in bestimmten Fällen, sein Interesse ganz zurück und verbirgt das Gesicht an der Brust der Mutter. Gewöhnlich ist es möglich, die Situation so zu lenken, dass das Kind nicht ausdrücklich beruhigt wird, und es ist sehr interessant, zu beobachten, wie das Interesse des Kindes an dem Spatel allmählich und spontan wieder erwacht.

Zweite Phase: Die ganze Zeit, während »der Periode des Zögerns«, hält das Baby seinen Körper ruhig (aber nicht starr). All-

---

2 Winnicott, Donald W.: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse, Frankfurt a.M. 1983, S. 33

mählich faßt es genug Mut, um seinen Gefühlen zu erlauben, sich zu entwickeln, und dann wandelt sich das Bild ganz rasch. Der Augenblick, in dem diese erste Phase in die zweite umschlägt, ist deutlich zu spüren, denn der Umstand, dass das Kind die Realität seines Wunsches nach dem Spatel akzeptiert, wird sichtbar durch eine Veränderung in der Mundhöhle. Der Mund wird schlaff, die Zunge sieht dick und weich aus, und der Speichel fließt reichlich. Als bald steckt es den Spatel in den Mund und kaut mit seinem zahnlosen Mund auf ihm herum..« (Das ist der Idealfall).

Für den Mut des Säuglings, »seinen Gefühlen zu erlauben, sich zu entwickeln«, für diese Aktivität ist eine Portion Aggressivität notwendig, auch um eine Differenz zu den umgebenden Erwachsenen entstehen zu lassen. Mit der Betonung, die bei Winnicott auf der Zurückhaltung der Umgebung liegt, läßt sich leicht vorstellen, was ohne diese Leere passieren würde: das kleine Kind, das werdende Subjekt, würde gar nicht dazu kommen, sein eigenes Verlangen zu spüren, anzuerkennen, anzunehmen und zu artikulieren. Wenn das Kind nicht nach dem Spatel greift, unterliegt der Impuls des Wollens, der sich im Greifen äußert, einer Hemmung, die so weit gehen kann, dass auch der Impuls selbst geleugnet wird. Die mit dem »Impuls des Wollens und Wünschens« einhergehende Portion von Aggressivität (die wohl nötig ist, um den Impuls auch durchführen zu können) ist dann ebenfalls gehemmt. Das kann eine Folge der unbewußten Phantasien des Säuglings oder von Übergriffen der Umgebung sein. Nach Winnicott sind die psychischen Prozesse, die diesem Zögern zugrunde liegen, ähnlich denjenigen, die physische Prozesse, wie z. B. Durchfall oder ein andere Übertreibung oder Hemmung eines Organs erzeugen.

Zurück zu Lacan: »Bevor das Begehren nicht lernt, sich – sagen wir nun diese Worte – durch das Symbol anzuerkennen, wird es nur im anderen gesehen.«<sup>3</sup> »Das Begehren am Ursprung, vor der Sprache, so erzählt er es uns, »existiert nur auf der einzigen Ebene der imaginären Beziehung des Spiegelstadiums, projiziert, entfremdet im anderen«. Das werdende Subjekt weiß noch nichts von seinen Wünschen, es weiß davon nur durch die andere. Wenn die Sprache als Moment der vitalen, lebendigen, nicht-sichtbaren Artikulation noch nicht vorhanden ist, oder fehlt, weil nicht gesprochen wird, gibt es zu wenig Möglichkeiten, die eigenen Wunschfragmente im Versuch des Formulierens überhaupt erst zu erkennen und – als 2. Schritt – anzuerkennen und auszudrücken. Sie können nur spiegelbildlich in den anderen wahrgenommen werden. Damit offenbart sich als größtes Ärgernis, dass es nicht die eigenen Wünsche sind. Sie sind in dem Moment des Aufkommens schon entfremdet und an dieser Stelle befindet sich die »absolute Rivalität und Konkurrenz«, die Aggressivität des: Sie oder Ich.

So sagt das Lacan: »Und jedesmal, wenn wir uns, bei einem Subjekt, dieser primären Entfremdung nähern, erzeugt sich die allerradikalste Aggressivität – das Begehren nach dem Verschwinden des anderen, sofern er das Begehren des Subjektes trägt.«<sup>4</sup>

Wenn in diesem primitiven Modus von »Ich oder die andere« die Aggressivität gegen die andere gehemmt ist, bleibt als Möglichkeit nur die Aufgabe des eigenen Ichs zurück. Anders gesagt, da das Ich ja noch nicht existiert, wird das eigene Begehren aufgegeben,

---

3 Jacques Lacan: Freuds technische Schriften. Das Seminar Buch I., Weinheim 1990, S. 218

4 Ebd., S. 218, 219

wird auf die Wahrnehmung und Artikulation der eigenen Begehrensfragmente verzichtet.

Auch wenn wir jetzt sagen: »primitiver Modus« – so, wie ich das verstehe, ist es eine Situation des entfremdeten Begehrens, die mit jeder Identifikation neu geweckt wird und nur dadurch gebrochen werden kann, dass sich im sprachlichen Ausdruck, im Sprechen, ein eigenes Begehren herstellt, meldet und formuliert und so eine Differenz einführt.

Ich fasse das noch einmal zusammen:

In dem Prozess des Herauskristallisierens von Begehren verbindet sich die unumgängliche vollständige Verstrickung mit der anderen mit dem Suchen nach Differenz und Abgrenzung. Das bewußte und unbewußte Aussortieren der »Nicht-ich«-Elemente ist als aggressiver Akt eine notwendige Zurückweisung und muß in das Symbolische übertragen werden. Gleichzeitig ist es unmöglich, eine sichere und klare Abgrenzung zu erhalten – und genau in diesen Zonen der Verwischung entsteht Aggressivität.

## 2. Teil

Im Jahr 1897 entwirft Freud in seinen Briefen an Wilhelm Fließ ein Thema, das als komplexes Gebilde nach dem Ödipusmythos benannt werden wird. »Die feindseligen Impulse gegen die Eltern (Wunsch, dass sie sterben mögen) sind gleichfalls integrierender Bestandteil der Neurose. [...] Es scheint, als ob dieser Todeswunsch bei den Söhnen sich gegen den Vater, bei den Töchtern gegen die Mutter kehren würde.«<sup>5</sup>

5 Sigmund Freud: Briefe an Wilhelm Fließ, Frankfurt a.M. 1986, S. 267

Was hat es mit dem Todeswunsch der Tochter gegen die Mutter auf sich?

Bevor ich zu den Texten von Melanie Klein komme, müssen wir als Voraussetzung mitdenken, dass sich das kleine Mädchen in der Beziehung zur Mutter in einer lebensnotwendigen Abhängigkeit befindet und von den Eltern sowohl die unbewußten Verhaltensweisen als auch die gesprochenen Worte wahrnimmt. Diese prägen seine eigenen unbewußten und bewußten Vorstellungen. (Bei Melanie Klein finde ich diesen Ausgangspunkt nicht so explizit, während bei Françoise Dolto nie ein isoliertes Mädchen auftaucht, sondern immer in Bezug zu seiner Mutter und deren Mutter, zu seinem Vater etc. Es ist da immer eine elementare Abhängigkeit spürbar, die, wie ich finde, auch Ohnmächtiges widerspiegelt und etwas sehr Kränkendes hat).

Das Saugen an der Brust der Mutter kann für den Säugling ein aggressiver Akt werden, bzw. ist ein wahrscheinlich aggressiver Akt, er spürt, bewußt oder unbewußt, wie seiner Liebe die Gier in die Quere kommt. Er nimmt etwas mit großer Lust vom Körper der Mutter. Wenn das Saugen dadurch z. B. mit dem »Hineingreifen in den Körper der Mutter«, oder »ein Loch hineinreißen« unbewußt assoziiert wird, entstehen Ängste und Schuldgefühle.

Melanie Klein nimmt an, dass sich durch die Versagungen der Entwöhnung eine sadistische Begierde entwickelt, den Körper der Mutter des Inhalts zu berauben und zu zerstören. In der kindlichen Phantasie ist es der mütterliche Leib, der alles Begehrnswerte enthält: die nahrungsspendende Milch, den väterlichen Penis, die Exkremente, die Kinder und außerdem verfügt die Mutter über eine sexuelle Genussfähigkeit.<sup>6</sup>

6 Melanie Klein: Frühstadien des Ödipuskomplexes, Frankfurt a.M. 1985, S. 14-15

(Bei Melanie Klein wendet sich das Mädchen nur durch die Enttäuschung der Entwöhnung an den Dritten, den Vater. Françoise Dolto sieht das ganz anders: ist der weibliche Säugling zufrieden und gestillt, wendet es sein Gesicht von der Mutter ab, sobald der Vater oder ein anderer Mann sich nähert und richtet seine Aufmerksamkeit auf ihn.)

Mit den oralen werden auch die genitalen Triebregungen ange-regt und richten sich auf den Penis des Vaters, der Melanie Klein zufolge (im Unterschied zu Freud) von dem Mädchen einverleibt werden will. So, dass sich das Mädchen einen Genuss davon verspricht, einen Genuss, der etwas mit Greifen als oralem Trieb des Körpers mit Mund, Hand und Vagina zu tun hat. Es geht um ein Genießen an diesen oralen Greifzonen, im Unterschied zum Besitz des Penis als identitätswichtigem Attribut. Melanie Klein: »Der Groll des Mädchens darüber, dass die Mutter ihm die spendende Brust entzogen hat, verstärkt sich nun durch die weitere Anklage, dass sie ihm den Penis des Vaters als Objekt der Befriedigung vorenthält, und bildet die tiefste Quelle des aus den Ödipusregungen resultierenden Hasses des weiblichen Kindes gegen die Mutter.«<sup>7</sup>

Vielleicht ist das Mädchen aufgrund der Identifizierung mit der Mutter der Meinung, der Penis gehöre ganz selbstverständlich auch ihr. So, dass es sich bei der Lust zum Raub auch um eine Verwechslung handelt, einen Irrtum, angezettelt durch die trügerischen Verknüpfungsmechanismen einer Identifizierung, die an dieser Stelle eine eklatante Differenz erfährt. Aus den Zerstörungstendenzen der sadistisch-frühödipalen Phase, so Melanie Klein, »entsteht die Angst des Mädchens, durch die Mutter des eigenen Körperinhaltes, insbesondere der Kinder, beraubt zu werden

<sup>7</sup> Melanie Klein: Die Psychoanalyse des Kindes, München, 1971, S. 205

und einen zerstörten oder beschädigten Körper zu haben.«<sup>8</sup> In dieser tiefgreifenden Angst, die als Vergeltungsangst die Folge der eigenen sadistischen Strebungen ist, sieht Melanie Klein die größte Gefahrsituation des Mädchens. Die Angst, einen beschädigten Körper zu haben, zerstört auch die libidinöse Genussfähigkeit des Körpers.

Folge ich Melanie Klein, treten diese Zerstörungsphantasien auch unabhängig von den Bemühungen der Mutter auf, eine »gute Mutter« zu sein. Die Position der Mutter, die das Entwöhnen in Gang setzt, beinhaltet damit eine Enttäuschung, die sich verdoppelt, wenn das Mädchen zu erkennen ahnt, dass es in seiner Liebe zur Mutter dem Liebespaar Mutter – Vater einen Raum zugestehen muß, von dem es ausgeschlossen bleibt.

Eva Poluda-Korte zentriert ihren Text »Der lesbische Komplex« auf die frühe Liebesbeziehung zwischen Mutter und Tochter. Sie nennt diese Beziehung bzw. deren Umwandlung analog zum Ödipuskomplex »Lesbischer Komplex«. Sie verweist auf das homosexuelle Tabu, aufgrund dessen von der Mutter die Innigkeit einer Beziehung zu ihrer kleinen Tochter abgelehnt werden kann. Das libidinöse Begehren der Tochter nach der Liebe der Mutter wird ebenso enttäuscht, wie das libidinöse Begehren nach dem Vater. Dadurch, dass eine weibliche homosexuelle Beziehung jedoch einem gesellschaftlichen Tabu unterliegt und Ängste entstehen lassen kann, wird dem libidinösen Begehren der Tochter zur Mutter mit einer Entwertung des weiblichen Geschlechts geantwortet. Diese Kränkung, Entwertung oder Ablehnung von seiten der Mutter trifft das Mädchen zusätzlich, wenn sie bei der Ablösung von der

<sup>8</sup> Dies.: Frühe Angstsituation im Spiegel künstlerischer Darstellungen, in: Frühstadien des Ödipuskomplexes, Frankfurt a.M. 1985, S. 51-52

Mutter und der Aufnahme neuer Beziehungen deren positive Unterstützung und Rückversicherung benötigen würde. »Die Wut der Mutter über den Verlust der körperlichen Liebe ihrer Mutter [...] wird ressentimenthaft gegen Triebimpulse der verführerischen Tochter gerichtet. [...] Die Tochter kommt so in die Rolle der Puppe, die den frühen Objektverlust kompensiert, und bestraft und geliebt, vor allem aber besessen wird, und kein Eigenleben haben darf, das dazu führen könnte, dass sie sich entwickelt und von ihrer Besitzerin trennt.«<sup>9</sup>

Ich versuche, das nochmal zusammenzufassen:

Aggressive Zerstörungsimpulse und -phantasien nehmen im Säuglings- und Kleinkindalter verzerrte überdimensionale Proportionen an, weil die Welt und das Ich noch nicht gefügt sind. Wenn z. B. die Brust (und später die Mutter) das wichtigste »Objekt« in der Welt des Säuglings ist, bzw. die Welt ist, und das Trinken mit Hineingreifen und Beschädigen von dieser ganzen Welt gleichgesetzt wird, wird im Umkehrschluß die Angst diese Dimension erhalten und sich vernichtend anfühlen. Werden diese Phantasien nicht symbolisiert, legen sie sich als Nicht-Handlung, als Hemmung auf die Greifen-wollen-Bewegung und verhindern sie.

Sehr erstaunlich finde ich die Fähigkeit des Säuglings, diesen Umkehrschluß zu leisten, der ihn in diese schwierige Lage bringt. Aber vielleicht ist »Fähigkeit« an dieser Stelle nicht das richtige Wort. Er befindet sich einfach, ob er will oder nicht, in dieser Rückbezüglichkeit, ohne die das werdende Subjekt nicht zu denken ist. Diese Rückbezüglichkeit scheint vergleichbar mit dem Satz aus

---

9 Eva S. Poluda-Korte: Der »Lesbische Komplex«, in: Stumme Liebe, Hg. Eva Maria Alves, Freiburg, 1993, S. 89

dem 1. Teil: »Das Begehren ist das Begehren der/s anderen« oder: »Ich ist eine andere«.

In der ödipalen Situation identifiziert sich das Mädchen mit der Mutter und »hofft, dass der Vater eines Tages seine Frau irrtümlich mit ihm verwechselt, dass er das Mädchen zur Frau nimmt und sie heiraten und viele Kinder haben werden«. Die Mutter nimmt darin eine ambivalente Rolle ein, einerseits ist sie als Stütze der Identifikation unerlässlich, andererseits ist sie im Weg und soll verschwinden. Wird die Furcht, die diese ödipale Aggressivität auslöst, zu groß, wird die Rivalität mit der Mutter aufgegeben – damit aber auch die Möglichkeit, sich von ihr zu trennen.

Wie kann man als Kind diese Phantasien ertragen und umwandeln? Oder werden sie auf dem Weg ihrer Bewusstwerdung sofort verdrängt und abgespalten, weil die Heftigkeit und der Inhalt der Phantasien nicht integrierbar und äusserbar sind? Die einzige Möglichkeit, sich nicht in den verstörenden unbewußten wie bewußten Phantasien zu verfangen, besteht in der Verbalisierung, in der strukturierenden Wirkung der Sprache. In dem, was von den Phantasien wahrgenommen, ausgesprochen und welche Art von Antwort darauf gegeben wird.

Wenn die Möglichkeit der sprachlichen Fassung nicht gegeben ist, verstecken sich die aggressiven Triebregungen hinter Hemmungen, Schuldgefühlen und Depressionen oder verkehren sich ins Gegenteil und werden mit übergroßer Liebe (und Nettigkeit etc.) kompensiert – eben leider mit destrukturierender und devitalisierender Wirkung. Es scheint mir wie die Umkehrung der Vorzeichen: kommt zu dem sich entwickelnden Begehren eine Portion Aggressivität hinzu, ist es wie ein Plus-Zeichen als Stütze des Begehrens zu sehen. Ist diese Aggressivität blockiert, ist es wie eine Schwä-

chung des Begehrens, als würde ein Minus-Zeichen vor dem Begehren stehen.

Melanie Klein hat zu diesem Thema ihre ganze Phantasie entfaltet: Sie entwickelt in ihrem Artikel »Frühe Angstsituationen im Spiegel künstlerischer Darstellungen« von 1929 folgenden Zusammenhang: »An der Wand entsteht ein leerer Fleck, der irgendwie unglücklicherweise mit dem gewissen leeren Fleck in Ruths Innenleben übereinstimmt«. Diesen leeren Fleck interpretiert Melanie Klein als »ein Gefühl, dass etwas in ihrem Körper fehlt«. Diese Leere im Körper entstammt der Angst des Mädchens, als Vergeltung zu ihren sadistischen Phantasien von der Zerstörung des Körpers der Mutter, »durch die Mutter des eigenen Körperinhaltes, insbesondere der Kinder, beraubt zu werden und einen zerstörten oder beschädigten Körper zu haben.«<sup>10</sup>

Sie versucht, eine Leere zu erklären aus einer Aggression, einer Zerstörungsphantasie, die sich unter dem Aspekt der Vergeltung (und des Talionsprinzips) auf den eigenen Körper als einen zerstörten zurückbezieht. Die nicht symbolisierte Aggression äußert sich als Leere. Die Phantasien über den »inneren Raum« haben sich aus Angst der Aggression entledigt und greifen auf die Leere nach der Zerstörung zurück. Zerstört ist die Vielfältigkeit und Genussfähigkeit. Mädchen und Frauen bringen sich durch ihre Aggressivität gegen gleichgeschlechtliche Personen in eine wirklich schwierige Situation (anders als die Jungen und Männer. Ich stelle mir vor, wie einfach das ist, mit dem ersten »dicken« Liebesobjekt, der Mutter im Rücken, in der ödipalen Phase den Rivalen, den Vater anzugrei-

fen – im Gegensatz dazu, wie schwierig es ist, eben dieses erste »dicke« Liebesobjekt selbst anzugreifen.) Also sind die Formen, um das zu bewältigen, auch anders und oft scheinen das Verdrängung, Verzicht, bzw. Trennung zu sein.

### Literatur

- Dolto, Françoise: Weibliche Sexualität, Stuttgart 2000  
Freud, Sigmund: Briefe an Wilhelm Fließ, Frankfurt a.M. 1986  
Gorsen, Peter: Der »kritische Paranoiker«. Kommentar und Rückblick, in: Salvador Dali, Unabhängigkeitserklärung und Erklärung der Rechte des Menschen auf seine Verrücktheit, Gesammelte Schriften, Frankfurt a.M.  
Kadi, Ulrike: Bilderwahn, Arbeit am Imaginären, Wien, 1999  
Klein, Melanie: Die Psychoanalyse des Kindes, München 1971  
Klein, Melanie: Frühe Angstsituation im Spiegel künstlerischer Darstellungen, in: Frühstadien des Ödipuskomplexes, Frankfurt a.M. 1985  
Klein, Melanie: Frühe Angstsituation im Spiegel künstlerischer Darstellungen, in: Frühstadien des Ödipuskomplexes, Frankfurt a.M. 1985  
Klein, Melanie: Frühstadien des Ödipuskomplexes, Frankfurt a.M. 1985  
Lacan, Jacques: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, in: Schriften 1, Weinheim 1986  
Lacan, Jacques: Die Aggressivität in der Psychoanalyse. Theoretischer Vortrag, gehalten auf dem XI. Kongress für französischsprachige Analyse in Brüssel, Mai 1984  
Lacan, Jacques: Freuds technische Schriften. Das Seminar Buch I. Weinheim 1990  
Lacan, Jacques: Freuds technische Schriften. Das Seminar Buch I. Weinheim 1990  
Poluda-Korte, Eva S.: Der »Lesbische Komplex«, in: Stumme Liebe, Hg. Eva Maria Alves, Freiburg 1993  
Winnicott, Donald W.: Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse, Frankfurt a.M. 1983

<sup>10</sup> Melanie Klein, Frühe Angstsituation im Spiegel künstlerischer Darstellungen, in: Frühstadien des Ödipuskomplexes, Frankfurt a.M. 1985, S. 52

Gisela Engel

### **Unter den Röcken der Alma Mater: Mütter, Töchter und die Karriereleiter**

**V**ielleicht wäre der bessere Titel für meinen Beitrag der von Frau Rauwald gewesen: »Wo bleibt die Mutter«? In der Beschreibung des Vorhabens von Frau Rauwald heißt es: »Sie gehört dazu, und ist selbst ausgeschlossen, sie trägt Verantwortung und wird doch selbst entmachtet«. Das ist traurig, aber in Hinsicht auf die Verhältnisse unter den Röcken der Alma Mater doch vielleicht realitätsnah.

Ich habe in Vorbereitung auf diesen Beitrag in meinen Seminaren und auch in Einzelgesprächen mit Studierenden beiderlei Geschlechts die Frage erörtert, inwiefern sie denn meine Rolle in ihrem Studiervorgang als mütterlich und ihre Rolle als irgendwie töchterlich oder sohnesartig empfinden. Die Studierenden sahen keine mütterlich/töchterlich/sohnesartigen Beziehungen im Spiel. Sie beschrieben die Beziehung als »ganz anders«, als »mit meiner Mutter würde ich so nicht reden«, als »mit Mutter hat das nichts zu tun«.

Das entspricht meinem Gefühl. Ich habe nicht das Gefühl, mit Töchtern oder Söhnen zu tun zu haben, wenn ich mit Studierenden umgehe. Der wesentliche Unterschied zwischen Mutter-Tochter-Beziehung und Lehrkraft-Studenten-Beziehung ist, daß ich am Ende nicht für die Folgen des Verhaltens der Studierenden einstehe. Das tun sie selber – im Unterschied zu meinen Kindern, für die ich im-



mer noch einstehe, obwohl sie beide das Erwachsenenalter erreicht haben.

Gleichwohl fühle ich mich für das Fortkommen der jungen Menschen verantwortlich. Wohin das Fortkommen ausläuft, ist aber für mich nicht akademisch festgelegt: Neulich traf ich Herrn X, der vorwiegend bei mir studiert hat; er ist jetzt Arbeiter, Betriebsratsmitglied, seit drei Wochen Mitglied der PDS und schreibt für die entsprechende Gewerkschaftszeitung. Das finde ich, bei aller Kritik an Gewerkschaften und der PDS, ein erfreuliches Ergebnis seines Studiervorganges. Ich treffe auch eine Frau, die u.a. bei mir studiert hat und heutzutage einen florierenden Second-hand-shop in Frankfurt unterhält, eine andere, die eine Frankfurter Buchhandlung übernommen hat. Das sind erfreuliche Ergebnisse, die aber mit mir oder meiner Mütterlichkeit nicht in Zusammenhang zu bringen sind.

Die meisten Studierenden bilde ich aus, soweit ich das tue, indem ich sie mit Texten zur Ideengeschichte Europas konfrontiere und mit Fragestellungen, die in einem weiten Sinne politisch sind: Fragen nach der Herausbildung von Nationen und von Nationalismen, Fragen zur Entwicklung der Geschlechterverhältnisse, nach der Geltung von utopischen Entwürfen usw. Das tue ich ideologiekritisch, dekonstruktivistisch und feministisch – die Betonung wechselt. Unter den Studierenden gibt es solche, von denen ich mir wünsche, daß sie mein Geschäft unter den Röcken der Alma Mater weiterführen, Frauen *und* Männer, die ich mich zu fördern bemühe, indem ich tue, was ich tun kann: Publikationswege eröffnen, Nachwuchs zu Tagungen einladen, Gutachten schreiben, mich auch in persönlichen Angelegenheiten auf sie einlasse etc. Wer in den Genuß meiner förderlichen Maßnahmen kommt, hängt nicht vom Geschlecht ab, sondern von meinem Gefühl davon, ob

die wissenschaftlichen Unternehmungen der jungen Menschen – in einem weiten Sinne – in meine Vorstellungen von demokratieförderlichen wissenschaftlichen Fragestellungen passen. Ich würde also keine Maggie Thatcher wählen, damit endlich mal eine Frau Prime Minister würde. In diesem Sinne handle ich oft nicht im Sinne der Frauenquote – obwohl es doch darauf hinausläuft, daß z.B. in meinen Seminaren zu 90% Frauen sitzen, daß ich mehr mit Abschlußarbeiten von Frauen zu tun habe und mehr Gutachten für Frauen schreibe. Das hat natürlich damit zu tun, daß der Frauenanteil bei den Studierenden im Fachbereich 10 besonders hoch ist. – Wenn ich auch keine Maggie Thatcher wählen würde, so bin ich aber doch betroffen vom Mißverhältnis zwischen dem Anteil von Frauen an den Studierendenzahlen und ihrem Anteil an Promotionen oder Habilitationen (Abb. 1 und 2). Hadumond Bußmann, Frauenbeauftragte an der Universität München, hat kürzlich in einem Vortrag aufgezeigt, daß der Anteil von Frauen an Habilitationen, Bewerbungen, Listenplätzen, Berufungen und Ernennungen insgesamt sogar rückläufig ist – und keineswegs zunimmt, wie gelegentlich behauptet wird.

Das stolze Vatergefühl, das ich von männlichen Professoren oft höre, nämlich »Er ist mein Schüler«, habe ich in der Mutterform weder mit jungen Männern noch mit jungen Frauen an der Universität, obgleich ich weiß, daß manche von ihnen dies oder jenes von mir gelernt haben und Anstöße von mir aufgenommen haben. Ich habe keine akademischen Schülerinnen oder Schüler, keine akademischen Töchter oder Söhne, weil ich selber – wie die meisten weiblichen Beschäftigten an der Universität – gar nicht auf einer Position sitze, auf der ich das tun könnte, was mir auch das schöne Gefühl eintragen würde, sagen zu können, er sei mein Schüler / sie sei meine Schülerin, meine intellektuelle Tochter /

Promotionen der Prüfungsjahre 1996-1998 an der Johann Wolfgang  
Goethe-Universität (ohne Fb 19)

WS 95/96 - SS 98

| Fb    | 95/96 - 96 |     |    | 96/97 - 97 |     |      | 97/98 - 98 |     |      | 95/96 - 98 |     |      |
|-------|------------|-----|----|------------|-----|------|------------|-----|------|------------|-----|------|
|       | insg.      | w   | w% | insg.      | w   | w%   | insg.      | w   | w%   | insg.      | w   | w%   |
| 1     | 57         | 18  | 32 | 42         | 13  | 31   | 50         | 11  | 22   | 149        | 42  | 28   |
| 2     | 53         | 9   | 17 | 39         | 9   | 23   | ka         | ka  | -    | 92         | 18  | 20   |
| 3     | 30         | 13  | 43 | 23         | 10  | 43,5 | 29         | 10  | 34,5 | 82         | 33  | 40   |
| 4     | 16         | 7   | 44 | 13         | 8   | 61,5 | 14         | 8   | 57   | 43         | 23  | 53,5 |
| 5     | 7          | 3   | 43 | 3          | 2   | 67   | 7          | 3   | 43   | 17         | 8   | 47   |
| 6a    | 3          | 0   | 0  | 1          | 1   | 100  | 1          | 0   | 0    | 5          | 1   | 20   |
| 6b    | 1          | 0   | 0  | 1          | 1   | 100  | 4          | 0   | 0    | 6          | 1   | 17   |
| 7     | 2          | 1   | 50 | 3          | 0   | 0    | 7          | 2   | 29   | 12         | 3   | 25   |
| 8     | 16         | 8   | 50 | 15         | 5   | 33   | 11         | 6   | 54,5 | 42         | 19  | 45   |
| 9     | 17         | 10  | 59 | 16         | 14  | 87,5 | 11         | 10  | 91   | 44         | 34  | 77   |
| 10    | 17         | 7   | 41 | 24         | 15  | 62,5 | 24         | 16  | 67   | 35         | 38  | 58,5 |
| 11    | 2          | 0   | 0  | 6          | 1   | 17   | 3          | 2   | 67   | 11         | 3   | 27   |
| 12    | 2          | 1   | 50 | 3          | 0   | 0    | 8          | 2   | 25   | 13         | 3   | 23   |
| 13    | 26         | 1   | 5  | 30         | 1   | 3    | 34         | 3   | 9    | 90         | 5   | 6    |
| 14    | 35         | 9   | 26 | 36         | 11  | 31   | 38         | 4   | 10,5 | 109        | 24  | 22   |
| 15    | 39         | 8   | 20 | 53         | 18  | 34   | 45         | 17  | 38   | 137        | 43  | 31   |
| 16    | 44         | 22  | 50 | 23         | 10  | 43,5 | 39         | 17  | 44   | 106        | 49  | 46   |
| 17    | 6          | 1   | 17 | 8          | 0   | 0    | 7          | 1   | 14   | 21         | 2   | 9,5  |
| 18    | 4          | 1   | 25 | 2          | 1   | 50   | 8          | 1   | 12,5 | 14         | 3   | 21   |
| 20    | 3          | 1   | 33 | 2          | 0   | 0    | 6          | 0   | 0    | 11         | 1   | 9    |
| 21    | 8          | 2   | 25 | 5          | 2   | 40   | 1          | 0   | 0    | 14         | 4   | 29   |
| Summe | 388        | 122 | 31 | 348        | 122 | 35   | 347        | 113 | 33   | 1083       | 357 | 33   |

Abb. 1

mein Sohn, nämlich die möglichen Töchter oder Söhne z.B. auf freierwerdende Stellen zu setzen, damit sie dort sich hoffnungsvoll weiterentwickeln. Ich muß sie immer eher trösten, daß es nicht so klappt, wie wir uns das gedacht haben, obwohl alles Mögliche akademisch hieb- und stichfest war. Zur Idee, an der Universität könne jemand eine »Mutter« sein, würde ja auch die Verfügungsgewalt der Mutter über notwendige Ressourcen gehören. Aber welche Frau hat denn schon eine wirkliche Verfügungsgewalt an der Universität? – Vizepräsidentin kann man werden, aber Präsident eben nicht – *noch nicht* hoffentlich. Ein Blick auf den Frauenanteil in

Habilitationen der Jahre 1992 - 1997  
an der Johann Wolfgang Goethe-Universität (ohne Fb 19)

| Fb    | insg. | w  | w %  |
|-------|-------|----|------|
| 1     | 25    | 4  | 16   |
| 2     | 16    | 5  | 31   |
| 3     | 16    | 3  | 19   |
| 4     | 6     | 1  | 17   |
| 5     | 4     | 1  | 25   |
| 6a    | 7     | 2  | 29   |
| 6b    | 0     | 0  | 0    |
| 7     | 3     | 0  | 0    |
| 8     | 5     | 0  | 0    |
| 9     | 10    | 4  | 40   |
| 10    | 16    | 8  | 50   |
| 11    | 5     | 2  | 40   |
| 12    | 5     | 0  | 0    |
| 13    | 18    | 2  | 11   |
| 14    | 6     | 0  | 0    |
| 15    | 14    | 0  | 0    |
| 16    | 11    | 3  | 27   |
| 17    | 8     | 1  | 12,5 |
| 18    | 0     | 0  | 0    |
| 20    | 3     | 0  | 0    |
| 21    | 4     | 1  | 25   |
| Summe | 182   | 37 | 20   |

Abb. 2

Prozent an den verschiedenen Statusgruppen in der Universität verdeutlicht, daß je höher die Statusgruppe je geringer der Frauenanteil. (Abb. 3, 4, 5)

Ich komme auf Frau Rauwalds Satz zurück: »Sie gehört dazu, und ist selbst ausgeschlossen, sie trägt Verantwortung und wird doch selbst entmachtet«. Bezogen auf meine Situation an der Universität und meine Möglichkeiten, irgendwen, ob Frau oder Mann, im wis-

Frauenanteil in Prozent nach Fachbereichen 1994

| FB    | stud.<br>Hiwis | wiss.<br>Hiwis | befr.<br>BATIIa | C1  | C2-Doz | C2  | C3 | C4 |
|-------|----------------|----------------|-----------------|-----|--------|-----|----|----|
| 1     | 46             | 33             | 37              | 20  | -      | 0   | 0  | 7  |
| 2     | 31             | 25             | 23              | 43  | -      | 0   | 0  | 0  |
| 3     | 41             | 47             | 55              | 50  | -      | 0   | 36 | 23 |
| 4     | 66             | 85             | 58              | 67  | -      | 40  | 27 | 22 |
| 5     | 48             | 40             | 39              | 0   | -      | 40  | 0  | 17 |
| 6a    | 43             | -              | 20              | -   | -      | 0   | 0  | 0  |
| 6b    |                |                | 0               | -   | -      | 100 | 0  | 0  |
| 7     | 33             | 31             | 0               | 33  | -      | 50  | 0  | 0  |
| 8     | 59             | 67             | 28              | 50  | -      | 0   | 0  | 9  |
| 9     | 51             | 100            | 39              | 50  | 0      | 0   | 25 | 29 |
| 10    | 68             | 29             | 56              | 33  | -      | 14  | 62 | 0  |
| 11    | 63             | 40             | 43              | 0   | -      | -   | 0  | 20 |
| 12    | 33             | 0              | 21              | 0   | -      | 0   | 9  | 0  |
| 13    | 11             | 25             | 18              | 33  | -      | 0   | 0  | 0  |
| 14    | 12             | 21             | 13              | 0   | -      | 0   | 0  | 0  |
| 15    | 50             | 20             | 31              | 0   | 100    | -   | 17 | 0  |
| 16    | 45             | 33             | 43              | 0   | 25     | 0   | 8  | 0  |
| 17    | 45             | 0              | 15              | 25  | 0      | 0   | 0  | 0  |
| 18    | 43             | 0              | 50              | 100 | 0      | 17  | 67 | 0  |
| 20    | 19             | -              | 9               | 0   | -      | -   | 0  | 0  |
| 21    | 46             | 100            | 32              | 0   | -      | 50  | 0  | 0  |
| Insg. | 43             | 36             | 31              | 30  | 25     | 12  | 14 | 6  |

|   |                   |
|---|-------------------|
| 0 | keine Frauen      |
| - | keine Besetzungen |
|   | Frauenanteil in % |

Abb. 3

senschaftlichen Karrierestreben zu fördern, trifft dies meine Lage: Ich gehöre dazu, ich debattiere mit über Studien- und Prüfungsordnungen, ich veranstalte wissenschaftliche Projekte und Tagungen, ich gebe Bücher heraus, ich halte Seminare ab. Jedoch bin ich kei-

Frauenanteil in Prozent nach Fachbereichen 1996

| FB    | stud.<br>Hiwis | wiss.<br>Hiwis | befr.<br>BATIIa | C1  | C2-Doz | C2  | C3  | C4 |
|-------|----------------|----------------|-----------------|-----|--------|-----|-----|----|
| 1     | 48             | 40             | 35              | 40  | -      | 0   | 0   | 7  |
| 2     | 31             | 0              | 30              | 25  | -      | -   | 0   | 0  |
| 3     | 50             | 45             | 57              | 33  | -      | 0   | 33  | 31 |
| 4     | 61             | 47             | 72              | 67  | -      | 50  | 41  | 37 |
| 5     | 52             | 86             | 57              | 0   | -      | 40  | 0   | 40 |
| 6a    | 61             | 0              | 80              | -   | -      | 0   | 50  | 0  |
| 6b    |                |                | 50              | 0   | -      | 100 | 0   | 0  |
| 7     | 33             | 44             | 0               | 33  | -      | 50  | 0   | 0  |
| 8     | 60             | 62             | 47              | 40  | -      | 0   | 25  | 11 |
| 9     | 58             | 67             | 61              | 43  | 0      | -   | 0   | 29 |
| 10    | 64             | 61             | 58              | 17  | -      | 14  | 67  | 9  |
| 11    | 64             | 100            | 41              | 50  | 100    | -   | 0   | 25 |
| 12    | 27             | 20             | 26              | 0   | 0      | 0   | 16  | 0  |
| 13    | 3              | 0              | 19              | 20  | 0      | 0   | 0   | 0  |
| 14    | 36             | 25             | 20              | 50  | -      | 0   | 0   | 0  |
| 15    | 50             | 29             | 44              | 0   | 0      | -   | 25  | 0  |
| 16    | 63             | 37             | 24              | 17  | -      | 0   | 7   | 0  |
| 17    | 32             | 100            | 14              | 0   | 100    | 0   | 0   | 0  |
| 18    | 54             | -              | 25              | 100 | 0      | 33  | 100 | 0  |
| 20    | 22             | -              | 11              | -   | -      | -   | 0   | 0  |
| 21    | 42             | 0              | 33              | 0   | -      | 50  | 0   | 0  |
| Insg. | 45             | 41             | 36              | 30  | 25     | 14  | 16  | 8  |

|   |                   |
|---|-------------------|
| 0 | keine Frauen      |
| - | keine Besetzungen |
|   | Frauenanteil in % |

Abb. 4

ne Professorin und kann viele Dinge nur tun, indem ich professorale Unterschriften oder sonstige professorale Unterstützung erhalte. Lehraufträge werden mir von Semester zu Semester neu erteilt, per Beschluß eines professoral dominierten Direktoriums, und die Fra-

Frauenanteil in Prozent nach Fachbereichen 1998

| FB    | stud.<br>Hiwis | wiss.<br>Hiwis | befr.<br>BATIIa | C1  | C2-Doz | C2  | C3   | C4   |
|-------|----------------|----------------|-----------------|-----|--------|-----|------|------|
| 1     | 41,5           | 23,5           | 48              | 67  | -      | 0   | 0    | 7    |
| 2     | 36             | 0              | 25              | 0   | -      | -   | 0    | 0    |
| 3     | 53             | 45             | 51              | 50  | 100    | 0   | 30   | 31   |
| 4     | 59             | 71             | 65,5            | 50  | -      | 50  | 50   | 37,5 |
| 5     | 64,5           | 50             | 51              | 0   | -      | 33  | 0    | 22   |
| 6a    | 52             | -              | 33              | 0   | -      | 0   | 50   | 0    |
| 6b    |                |                | 29              | 0   | -      | 100 | 0    | 0    |
| 8     | 51             | 21             | 43              | 30  | -      | 20  | 33   | 12,5 |
| 9     | 65,5           | 50             | 57              | 30  | 33     | -   | 17   | 25   |
| 10    | 65             | 50             | 71              | 25  | -      | 17  | 62,5 | 19   |
| 11    | 73             | -              | 50              | 33  | -      | -   | 0    | 25   |
| 12    | 67             | -              | 21              | 0   | 0      | 0   | 12,5 | 0    |
| 13    | 11             | 0              | 22              | 0   | 0      | 0   | 0    | 0    |
| 14    | 24             | 71             | 19              | 0   | -      | 0   | 0    | 0    |
| 15    | 0              | 67             | 33              | 17  | 0      | -   | 20   | 0    |
| 16    | 57             | 50             | 24              | 22  | -      | 0   | 8    | 0    |
| 17    | 41             | 0              | 15              | 0   | 50     | 0   | 0    | 0    |
| 18    | 65             | -              | 14              | 100 | -      | 33  | 100  | 0    |
| 20    | 37,5           | -              | 0               | 0   | -      | -   | 0    | 0    |
| 21    | 56             | 100            | 40              | 25  | -      | 50  | 0    | 0    |
| Insg. | 49             | 40             | 36              | 22  | 27     | 15  | 17   | 9    |

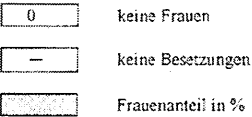


Abb. 5

ge, ob ich Studierende durch ihre Prüfungen so begleiten kann, wie sie und ich es eigentlich wünschen, wird immer unter der Hand geregelt: Unter der Flagge eines Professors betreue und begutachte ich Arbeiten, die Unterschrift ist jedoch professoral. – Ich gehöre

also dazu, weil ich alles tue, was ein ordentlicher Professor auch tut, aber meine Stimme zählt in wesentlichen Fragen in akademischen Gremien nicht (z.B. Berufungen), meine Arbeit taucht als meine Arbeit nicht auf, sondern trägt professorale Namen (Projektanträge z.B. bei der DFG<sup>1</sup>) usw. »Sie ist selbst ausgeschlossen« stimmt auf dieser Ebene wegen der Geltung akademischer Hierarchien, und bewahrheitet sich auch in anderer Hinsicht: Meine Lebensumstände sind nämlich nicht so, daß ich im informellen Sektor des sozialen/kulturellen Umgangs etwas zu bieten hätte: Mein Freund ist nicht der Direktor dieser oder jener Bank, meine Ehefrau ist nicht die kultivierte Herrin des Hauses, ich stamme nicht von dem berühmten Direktor dieses oder jenen Museums ab, sondern von kleinen Leuten, ich habe kein Haus mit Garten, sondern eine kleine Wohnung – geschieden, alleinerziehend, zwei Kinder, davon auch noch eins, das nicht Kunstgeschichte studiert, sondern gerade – mit Erfolg – den Drogenentzug bewältigt. Ich bin also nicht dort, wo man unter der Hand schon mal das eine oder andere bespricht. Ich gehöre nicht dazu.

Nun kann man ja mal die Lage aus der Sicht einer hoffentlich selbstbewußten jungen Studienanfängerin und eines Studienanfängers in Hinsicht auf die Frage der Identifikationsmöglichkeiten mit erfolgreichen männlichen oder weiblichen Vorbildern, Müttern oder Vätern, im Studienalltag betrachten: Wo treffen die jungen Menschen auf Frauen oder Männer in der Universität?

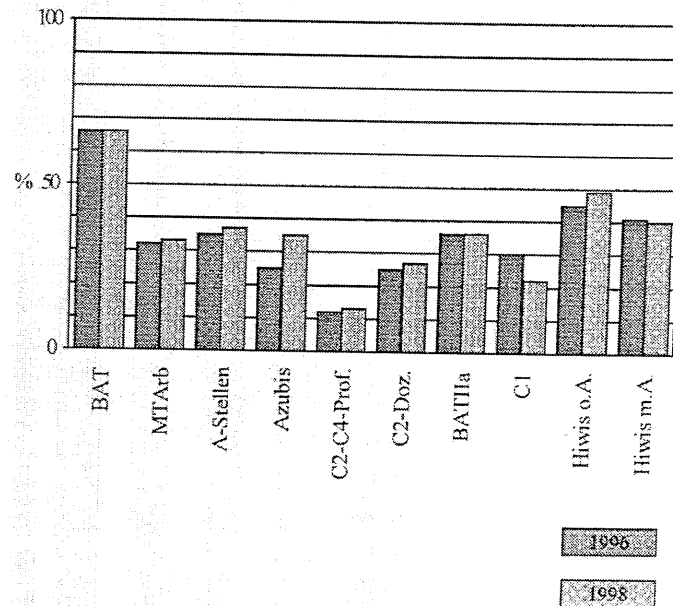
1. die Nichtwissenschaftlichen Bediensteten:

Nichtwissenschaftliche Mitarbeiter/innen sind die, die für den

1 DFG – Deutsche Forschungs-Gemeinschaft, vergibt Fördermittel für Forschungsprojekte.

## Umsetzung der Zielvorgaben 1996 und 1998

Frauenanteile in Prozent



Quelle: Personalstatistik Universität Frankfurt

Abb. 6

Alltag oft entscheidend sind: Hausmeister, Sekretärinnen, Bibliothekarinnen. Die Putzleute und Handwerker/innen wird eine Anfängerin weniger wahrnehmen. Wie man an Abb. S. 6 sehen kann, sind die Anteile von Frauen in den BAT-Gruppen VII- IVb besonders hoch, d.h. der/die Anfänger/in wird in den Sekretariaten und Bibliotheken vorwiegend Frauen vorfinden.

## 2. die Wissenschaftlichen Bediensteten:

Das sind vorwiegend die befristeten Mitarbeiterstellen mit relativ hohem Frauenanteil

## 3. die Professor/innen:

Der Frauenanteil ist hier gering, wobei Frauen eher auf C2- und C3- als auf C4-Stellen sitzen (Abb. 6).

Also, die jungen Frauen und Männer erleben Frauen im täglichen Umgang in der Universität eher in hierarchisch unteren Rängen. Je mehr ihre Kenntnis der Verhältnisse unter den Rücken der Alma Mater wächst, um so mehr werden sie verstehen, daß sie in der Mehrzahl mit Frauen zu tun haben, die sie in Hinsicht auf wirksame Einflußmöglichkeiten, Macht, als defizitär, unterlegen, kastriert empfinden müssen. Von denen holt man sich Trost und emotionale Unterstützung, da kann man sich gelegentlich gehenlassen, aber man wird zunehmend darauf kommen, die wirkliche Hilfe auf der Karrieresprossenleiter von den Inhabern von Lehrstühlen (C4) zu erwarten, vorwiegend also von professoralen Männern.

Nun könnte frau ja mit der Lage fertigwerden, indem zum konsequenten networking geschritten wird. Klappt das? Kann es überhaupt klappen? Man stelle sich den Gang in einem Besetzungsverfahren vor, in dem ich eine Frau favorisiere:

Die Weiber argumentieren, die old boys verlassen sich auf ihr network: Da wird nicht argumentiert, sondern dem Leitspruch des jeweiligen Anführers gefolgt. Da werden Frauen abserviert, weil sie angeblich nicht die Ausschreibungskriterien erfüllen, und im nächsten Atemzug wird ein junger Mann in die engere Auswahl genommen, weil er ein brillanter Schüler von xy ist, obwohl eigentlich sein Arbeitsbereich auch nicht so recht in die Ausschreibungskriterien

paßt. – Die old boys nicken sich zu. Die Frauenbeauftragte sieht auch keine Chance für eine Mehrheit für meine Option, die von mir zugezogenen professoralen und studentischen Wissenschaftlerinnen denken auch, meine Option sei nicht mehrheitsfähig. Und was soll überhaupt ›Mehrheit‹? Abgestimmt wird sowieso nicht, sondern der Konsens wird unter denen, die schon wissen, wer ›brillant‹ ist, so hergestellt, wie es die Brillanz erfordert. Meine Hilfstruppen – oder die ich dafür hielt – unterstreichen die Notwendigkeit einer konsensfähigen Lösung und trösten mich. Was konsensfähig ist, bestimmt sich am Ende durch den Willen des Anführers der old boys gang. Die Frauen argumentieren und kapitulieren schließlich vor einer Konsensfähigkeit, die anders als durch Argumente hergestellt wird.

Wie kann also networking gehen? Es geht nicht, weil Frauen nicht einfach Frauen unterstützen, wenn sie etwas wollen. Sondern weil Frauen urteilen und dann unterstützen. Oder weil Frauen sich auf die Rituale einlassen, die nun einmal da sind: »zwanglose Konsensbildung«.

Was könnte helfen? Das weiß ich auch nicht. Vielleicht nur ein so scharfer Wind durch den Muff unter den Röcken der Alma Mater, wie er gegenwärtig nicht zu spüren ist.

## Abbildungen

Die Statistiken sind entnommen aus dem Frauenförderplan 1996 – 1998 der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, erstellt von der Frauenbeauftragten, Dr. Angela Gies.

*Zur Legende:* Den Nummern der Fachbereiche entsprechen folgende Fächer:

01: Rechtswissenschaft / 02: Wirtschaftswissenschaften / 03: Gesellschaftswissenschaften / 04: Erziehungswissenschaften / 05: Psychologie / 06: Evangelische und Katholische Theologie / 08: Philosophie und Geschichtswissenschaften / 09: Klass. Philologie und Kunstwissenschaften / 10: Neuere Philologien / 11: Ost- und Außereuropäische Sprach- und Kulturwissenschaften / 12: Mathematik / 13: Physik / 14: Chemie / 15: Biochemie, Pharmazie und Lebensmittelchemie / 16: Biologie / 17: Geowissenschaften / 18: Geographie / 19: Medizin / 20: Informatik / 21: Sportwissenschaften und Arbeitslehre

## Über die Autorinnen

### **Marianne Rauwald**

Dr. phil., Psychoanalytikerin, Mitarbeiterin am Feministischen Frauen-Gesundheitszentrum in Frankfurt a.M. sowie in freier Praxis tätig.

### **Barbara Köster**

Soziologin und Psychologin, langjährige Mitarbeiterin der Frankfurter Frauenschule. Interessenschwerpunkte: französische Psychoanalyse und die historische Konstitution der innerpsychischen Welt.

### **Gisela Engel**

Dr. phil., ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum zur Erforschung der Frühen Neuzeit und am Institut für England- und Amerikastudien der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ihre Schwerpunkte in Lehre und Forschung sind Geschichte der Arbeiterbewegung, Feministische Theorie, Geschichte der politischen Theorien.

### **Jana Müller-Gerbes**

studierte Soziologie in Frankfurt und beschäftigt sich mit dem Generationenverhältnis und feministischer Moraltheorie.

### **Susann Schauz**

arbeitet im Bereich Psychoanalyse und Theorie.

**Die Reihe »Materialienband« (lieferbare Titel)**

**Band 16: Gleichheit – Freiheit – Differenz**

Geneviève Fraisse: Zwischen Gleichheit und Freiheit / Eva Waniek: Weiblicher Textkörper. Zum Verhältnis von Sprache und Geschlecht / Barbara Rendtorff: Das Ich ist nicht das Ich – oder: Der Preis der Freiheit, auch der Frauen / Karin S. Amos: Professionalität und weibliche Identität. Strukturen von Frauenöffentlichkeit amerikanischer Wissenschaftlerinnen in historischer Perspektive / Ingeborg Nordmann: Weibliche Öffentlichkeit – über die Problematik einer Kategorie. Zum Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Mary McCarthy.

**Band 17: Geschlecht und Kindheit**

Mit Beiträgen aus der Veranstaltungsreihe »Fortbildungen für Erzieherinnen, Lehrerinnen und Mütter«, die von Monika Gutheil und Barbara Rendtorff seit Jahren mit gewisser Regelmäßigkeit durchgeführt wird.

**Band 18: Anpassung und Dissidenz**

Die Frage nach der privaten und politischen Identität als Frau hört nicht auf, sich zu stellen. Frauen schwanken zwischen dem Bemühen, durch teuer erkaufte Anpassungsleistungen ihre gleiche Berechtigung und Befähigung zur Teilnahme am allgemeinen öffentlichen Machtspiel zu beweisen, und der dissidenten Haltung des »aktiven« Abweichens. Doch reichen beide Strategien letztlich nicht aus, um den Wunsch nach einem weiblichen Subjektstatus, einer sicheren Position im Geschlechterverhältnis Raum und Realität zu verschaffen ...

**Band 19: Verführungen und Verfügungen**

Die schillernde Bandbreite zwischen Geschlechterverhältnis und Gewalt ist Thema dieses Bandes. Inzestuöse Übergriffe in der Familie, Folgen der Aufdeckung, Strafanzeige ja oder nein – in der Spannung zwischen solcherart teleskopischen Perspektiven einerseits und eher spekulativen Fragestellungen zum Motiv der Gewalt, zu Manien, Sexsucht, Tod auf der anderen Seite manifestiert sich ein deutliches Bild vom Stand unseres Wissens über Geschlecht, Körper und Sexualität.

**Band 20: Über das Hervorbringen**

Band 20 unterstreicht die Kontinuität unseres Anspruchs, zur Weiterentwicklung der feministischen Theorie beizutragen. So hat er denn auch das Hervorbringen zum Thema. Astrid Nettiing: Sinn für Übergänge / Gisela Jürgens: Vom Genius der Frauen zur Originalität ihrer Werke / Andrea Jahn: »The Making of Louise Bourgeois« / Isabelle Azoulay: Von Kühen und Weibern / Christine Borer: Zur Indifferenz der Differenz von Sozialem und Begehren in der Familie.

**Band 21: Frauen-Arbeit: Entfremdung und Freiheit**

Dieser Band, mitherausgegeben von Gisela Jürgens, enthält Reflexionen, überwiegend aus Italien, zum Thema Frauenarbeit: Lia Cigarini/Maria Marangelli: Politische Praxis – um Freiheit zu schaffen / Gisela Jürgens: Die gleichen Dinge auf verschie-

dene Weise tun / Luisa Muraro: Anfangen, die Wahrheit zu sagen / Lia Cigarini: Über die politische Respräsentation der Frauen / Luisa Muraro: Das Spiel ändern, u.a.m.

**Band 22: Begehren Denken**

Verena Moser: Post-Feminismus? Die Frauenbewegung aus der Sicht ihrer Töchter / Marlene Riedel: Trag mir mein Handtäschchen, Kleines! / Sonja Buckel: »Gibt es eine neue feministische Generation?« / Barbara Rendtorff: (K)ein Manifest. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung / Barbara Köster: Der Raum dazwischen. Über die Entstehung des weiblichen Begehrens / Christine Drößler: Fleischeslust. Intelligenz – Dynamik – Körperlichkeit

**Band 23: Die Frage der Sexuierung**

Barbara Köster: Feminismus, Psychoanalyse und die Bedeutung des Körpers / Barbara Rendtorff: Braucht die weibliche Identität einen Körper – oder »Anatomie ist Schicksal«? / Barbara Köster: Die Struktur des Unbewußten – Freud und Lacan / Barbara Rendtorff: Die »Formel der Sexuierung« – Lacan / Barbara Rendtorff: Kastration, Frustration und Privation / Barbara Köster: Eine Frau ohne Eigenschaften – Jokaste / Barbara Rendtorff: Ödipus und die Sphinx

**Band 24: Identität Begehren Differenz**

Edith Seifert: Anna O. und einige Phantasmen über die Geburt der Psychoanalyse / Barbara Rendtorff: Beziehungsmuster und Konfliktlösungen bei Mädchen und Jungen / Ingrid Buchfeld: Die Ethik der sexuellen Differenz – ein Tabu